

Freiburger Volkskalender



AUSGABE FÜR DAS JAHR 2022

3

SCHMITTEN

100 Jahre Eigenständigkeit

11

WEGKREUZE

Sakrale Symbole in der Kulturlandschaft

41

EINE GRÜNE OASE

Botanischer Garten Freiburg

51

IN STEIN GEHAUEN

Daniel und Sabine Burla aus Murten



9 771663 648007

Grafik
Druck
Beschriftung
Verpackung

Unsere Leidenschaft – Ihr Erfolg



Beauregard 3, 1700 Fribourg
T 026 425 51 61, info@canisius.ch

canisius

www.canisius.ch

Inhaltsverzeichnis

Geschichtliches

**100 Jahre Schmitten:
zwei Persönlichkeiten blicken zurück**
Imelda Ruffieux, Trudi Schneuwly 3

Was der Name Tifers bedeuten könnte
François Guex 26

Das Postnetz bevor es die Briefmarke gab
Bernhard Piller 47

Jakob Kaiser – Kaplan und Rebell
Charles Folly 57

Volkskunde und Handwerk

**Das jüngste und das älteste Wegkreuz
des Sensebezirks**
Yvonne Jungo 11

Über die Herkunft von Familiennamen
André Perler 18

**Daniel und Sabine Burla:
Steinbearbeitung mit Leidenschaft**
Ruth Schmidhofer Hagen 51

Schätze aus dem Sensler Museum
Franziska Werlen 75

Gesellschaftliches

40 Jahre Rega-TV
Arthur Zurkinden 21

40 Jahre Fotoklub Sense 29

**Von der Hochblüte zum Beizensterben
in Kerzers**
Christophe Zürcher 36

Natur und Umwelt

Die Eibe, ein Baum überdauert die Zeit
Charles Folly 8

Der Botanische Garten Freiburg
Prof. Gregor Kozlowski 41

Berichte und Reportagen

Als in Fendingen ein Ölbohrturm stand
Yvonne Jungo 64

Expo.02 – Spurensuche nach 20 Jahren
Alain Grandjean 69



Ihr Partner in der Region

Grafik - Druck - Beschriftung - Verpackung
Bonnstrasse 22, Dürdingen

sensia

mit Canisius AG, Freiburg

printed in
switzerland



HÖRBERATUNG
DÜDINGEN & WORB

Neue Adresse:
HÖRBERATUNG DÜDINGEN
Hauptstrasse 8 | 3186 Dürdingen
Tel: 026 493 00 40
duedingen@leben-hören.ch

Erstes
Schweizer
Phonak Lyric™
Kompetenz-
Center

- HÖRBERATUNG MEISTERBETRIEB
- HÖRGERÄTEANPASSUNG
- TINNITUSBERATUNG
- PÄDAKUSTIK
- GEHÖRSCHUTZ



Leben
hören

www.leben-hören.ch



LÜTHY
Kanisiusbuchhandlung

Freiburgs deutschsprachige Buchhandlung

Bahnhofstrasse 6, 1700 Freiburg
Tel. 026 322 13 45, freiburg@buchhaus.ch

Imelda Ruffieux und
Trudi Schneuwly

Die Frauenrechtlerin und der «Büechli-Puur» – zwei Persönlichkeiten aus Schmitten erzählen

Die Gemeinde Schmitten feiert 2022 ihr 100-jähriges Bestehen. Aus diesem Anlass haben Marie Zosso-Zumwald und Albin Lehmann mit dem Volkskalender eine Zeitreise in das Schmitten von früher gemacht. Die beiden stehen stellvertretend für eine ältere Generation dieser jungen Sensler Gemeinde.

Sie sind auf den ersten Blick sehr unterschiedlich und haben auf den zweiten Blick doch vieles gemeinsam. Marie Zosso-Zumwald ist 1930 zur Welt gekommen und in Berg bei Schmitten aufgewachsen. Ebenfalls im Weiler Berg hat 1935 Albin Lehmann das Licht der Welt erblickt. Im Gespräch erinnern sich die beiden an ein Schmitten, das so ganz anders war als heute: Ein Dorf mit knapp 700 Einwohnern, wo jeder jeden kannte, und das landwirtschaftlich geprägt war. Das Geld war bei vielen Familien knapp und die Kirche hatte grossen Einfluss auf alle Lebensbereiche. Aus Albin Lehmann wurde schliesslich ein Landwirt mit Leib und Seele, aus Marie Zosso-Zumwald eine engagierte Feministin.

Fast ein Priester

Albin Lehmann ist mit fünf Geschwistern auf einem grossen Bauernhof aufgewachsen. Er ist in Schmitten zur Schule gegangen und besuchte die Sekundarschule in Tafers. Als Jugendlicher war er schon fast auf einem klar vorgezeichneten Weg. Er erhielt nämlich die Möglichkeit, das Collège St. Michel in Freiburg zu besuchen, wo er mit dem späteren Buchautor Erich von Däniken und dem nachmaligen Staatsrat Marius Cottier die Schulbank drückte. «Einmal in der Woche hatten wir Anstandslehre mit dem Vorsteher Romain Chamartin», erinnert er sich. Dieser habe ihnen gute Ratschläge für das Leben mitgegeben – etwa, dass es nicht gut ist, Luftschlösser zu bauen, sondern besser ist, realistisch zu bleiben. Aber auch, dass man jeden Menschen so akzeptieren soll wie er ist.

Dinge, die Albin Lehmann nicht nur nie vergessen hat, sondern die er sich als Lebensmotto genommen hat. Das Privileg eines Kollegiumsbesuchs wurde ihm zuteil, weil er einen geistlichen Weg einschlagen sollte. «Die Fähigeren muss man der Kirche geben, hiess es damals», erzählt er. Doch es kam anders. 1951 ist das Elternhaus der Familie Lehmann niedergebrannt. Es folgte eine schwierige Zeit, in der kein Geld für ein Studium da war und Albin Lehmann auf den Hof zurückkehrte. Acht Jahre später übernahm er zusammen mit seinem Bruder Josef den Betrieb und blieb der Landwirtschaft in der Folge treu.

Einer der ersten Akademiker

Die ländliche und landwirtschaftliche Prägung habe Schmitten lange behalten, erzählt Albin Lehmann. Eine prägende Episode in der Geschichte der 1922 entstandenen Gemeinde war der Werdegang von Franz-Xaver Müller (1885–1968), einem der ersten Akademiker von Schmitten. Er war eine der treibenden Kräfte bei der Abspaltung von Düringen und hat bei den ersten Gemeinderatswahlen am meisten Stimmen bekommen. Der restliche Gemeinderat, bestehend aus Landwirten, wollte ihm aber das angestrebte Syndic-Amt nicht übertragen. Aus Enttäuschung legte Franz-Xaver Müller deshalb sein Mandat nieder.

Er machte später als Nationalrat Karriere, hat die Schmach aber nie vergessen und liess sich im Kloster Altenryf beerdigen. Die Franz-Xaver-Müllerstrasse im Dorfzentrum von Schmitten erinnert heute noch an ihn.

Göttliche und weltliche Ordnung

«Es waren aber nicht nur die Landwirte, die das Sagen hatten», sagt Albin Lehmann. «Es gab die göttliche und die weltliche Ordnung. Wir Bauern mussten den Pfarrer fragen, ob wir am Sonntag das dürre Heu einbringen dürfen, wenn ein Gewitter im Anzug war», erinnert er sich.

Wohnung im Dorf gewohnt, im gleichen Haus, in dem damals auch das Gemeindebüro untergebracht war. «Das Büro war einfach eingerichtet. Es hatte ein Telefon, eine Schreibmaschine und einen Kassettschrank», erzählt sie. Die Leute seien vorbeigekommen, um die Steuern persönlich zu bezahlen. «Ich war zwölf Jahre alt, als ich das erste Mal



Marie Zosso-Zumwald und Albin Lehmann in jungen Jahren. Bilder zvg

«Und wir Kinder mussten jeden Sonntag in die «Chineleer», ergänzt Marie Zosso-Zumwald. Klar war damals, dass Mädchen und Buben getrennt zur Schule gingen und von Ingenbohlerschwestern unterrichtet wurden. Buben waren in der Jungwacht und dann in der Jungmannschaft, Mädchen im Blauring und später im Marienverein. Gemeinsame Ausflüge gab es nicht. «Wir hatten wenig Freizeit», sagt Albin Lehmann. Am Wochenende sei man mit dem Velo an Waldfeste gefahren und habe beim einen oder anderen Kollegen die Nächte mit «Gaffi mache» durchgefeiert.

Es sei damals wichtig gewesen, aus welchem Geschlecht man stammte, sagt Marie Zosso-Zumwald. «Oder anders gesagt, wer dazugehörte und wer nicht.» Ihre Familie hat in einer Vier-Zimmer-

in meinem Leben einen Telefonapparat in der Hand hatte. Ich wusste anfangs nicht, wie das geht.»

Der Vater von Marie Zosso-Zumwald war Maurer, ihre Mutter Hausfrau. «Das Geld war sehr knapp», erinnert sie sich. Vor allem, als der Vater immer wieder an die Grenze musste und Mühe hatte, dazwischen eine Arbeit zu finden. «Er hat in Bern gearbeitet und wurde deshalb als Sozialist abgestempelt. Die sah man im konservativen Schmittgen gar nicht gerne.» Bei ihr sei damals der Wunsch gereift, später anders leben zu können und sie habe langsam angefangen, aufmüpfig zu werden. Weil sie in der Schule nicht die Schlechteste gewesen sei, wurde ihr ein Stipendium angeboten, das sie nach Ingenbohl gebracht hätte.

Zwei Jahre in einer französischsprachigen Schule

Aber es kam anders. «Ich habe wohl damals zu wenig klar Ja zu diesem Schritt gesagt, weil ich halt doch noch nicht bereit gewesen bin, fortzugehen und die Heimat zu verlassen.» Nach sechs Schuljahren in Schmitten besuchte sie zwei Jahre eine Sekundarschule in der Stadt Freiburg mit ausschliesslich französischsprachigem Unterricht. «Meine Eltern haben sich das Schulgeld vom Mund abgespart», ist sie überzeugt. Sie sei ihnen bis heute dafür dankbar.

Als Frau einen eigenen Weg einzuschlagen sei damals nicht einfach gewesen, erzählt Marie Zosso-Zumwald. Sie habe das Glück gehabt, im Dorf eine Schneiderinnenlehre absolvieren zu können und später eine höhere Fachschule besuchen zu dürfen. Ein ambitionierter Rechtslehrer klärte die Frauen über das geltende Familienrecht auf, das von 1912 stammte und den Frauen wenig Rechte einräumte. Marie Zosso-Zumwald hat sich danach selbständig gemacht und sich eine gute Kundschaft aufgebaut.



Sie haben für den Volkskalender aus ihrem Leben erzählt: Marie Zosso-Zumwald und...

Frauenrechtsgruppen gegründet

Ihr war bewusst, dass es nicht allen jungen Frauen damals so gut wie ihr gegangen ist. «Eine Ausbildung ist für Mädchen damals alles andere als selbstverständlich gewesen.» Sie habe von Frauen

in Stellen erfahren, die sich gegen die Nachstellungen ihrer Chefs kaum zu wehren wussten, als Gegenleistung für Essen. Kundinnen von ihr mussten das Eiergeld zusammenkratzen, um sich selbst ein Kleid kaufen zu können, weil ihre Männer dagegen waren.



... Albin Lehmann. Bilder Imelda Ruffieux

Also ist Marie Zosso-Zumwald aktiv geworden. 1972 gründete sie mit Gleichgesinnten die «Vereinigung für die Rechte der Frau im Sensebezirk», die sich unter anderem für eine Sekundarschule für Frauen und bessere Schulbildung für Mädchen einsetzte, damit diese selbstbewusster werden und weniger von Männern abhängig sind. «Ich war für viele ein rotes Tuch», sagt Marie Zosso-Zumwald und lacht – auch wenn es wohl nicht immer leicht war, hat sie es auch genossen, ein wenig zu provozieren.

Anfangs sei sie bei der CVP gewesen, bis ihr Engagement der Partei zu weit ging und sie sie bremsen wollte. «Also habe ich eine eigene Sektion der SP gegründet», erzählt sie. «Als Feministin wird man nicht geboren, man wird dazu gemacht.» Sie sei froh, dass sie ihren Brotkorb nicht nur in Schmitten hatte, sondern sich mit der Zeit einen grossen regionalen Kundenkreis aufgebaut hatte. «Es hat mich viel Energie gekostet und ich hätte es einfacher haben können. Aber das lag mir nicht. Ich habe schon als Kind immer alles wissen wollen,



So sah Schmitten in den 1950er-Jahren aus. Bild zvg

weil ich hinter die offensichtlichen Sachen schaute. Und es hat Spass gemacht, weil wir auch etwas bewirken konnten.» Sie hat sich in vielen Vereinen engagiert, hat die Trachtengruppe mitgegründet, war im Skiclub Schmitten und bei den Samaritern dabei.

Beide haben lange im Cäcilienchor gesungen; Marie ist 32 Jahre dabei, Albin hat als junger Bursche angefangen und feiert heuer schon 60 Jahre Mitgliedschaft im 1956 gegründeten Gemischten Chor.



Franz-Xaver Müller, die treibende Kraft auf dem Weg zur Eigenständigkeit, wohnte im heutigen Gemeindehaus. Bild Trudi Schneuwly

Engagiert in der Gemeinde

Weil Albin Lehmann länger eine Schulbank drückte als seine landwirtschaftlichen Kollegen, habe man von ihm gesagt, er sei ein «Büechli-Puur», erzählt Albin Lehmann. 1970 bis 1982 engagierte er sich im Gemeinderat von Schmitten und hat dort als Schulpräsident die erste reformierte Lehrerin der Gemeinde angestellt. «Das gab zu reden», erinnert er sich. 1972, also im gleichen Jahr, in dem die Frauenrechtsgruppe von Marie Zosso-Zumwald entstanden ist, hielt Albin Lehmann eine besondere 1.-August-Rede. «Ich sprach über die Gleichberechtigung der Frauen.» Frauen, so erzählt Albin Lehmann, hätten früher vielleicht offiziell nicht den gleichen Status wie Männer gehabt. Doch in vielen Bereichen seien sie unersetzlich gewesen. Er erzählt

als Beispiel aus den Fünfzigerjahren, als es in Schmitten noch keinen Dorfarzt gab. «Tante Lina Lehmann hat damals als Gemeindegeschwester manches kleine und grössere Wehwehchen geheilt.»

In der Gemeinde, ja im ganzen Sensebezirk sei es vielen Familien schlecht gegangen. «Wir waren viele Jahre im Rückstand», ist Marie Zosso-Zumwald überzeugt. «Andere Regionen waren schon viel weiter.» Viele Bürger hätten sich gegen eine Weiterentwicklung gewehrt, weil sie Angst hatten, dass es auf den Höfen mit zunehmender Industrialisierung an Knechten und Mägden fehlen könnte, erinnert sich Albin Lehmann.

Wohl keine Trennung mehr heute

Heute lebe Schmitten gut mit dem vielen Gewerbe und der Industrie. «Schmitten hat sich gut entwickelt», sagen beide. Die Gemeinde profitiere von der guten Verkehrslage. Ob heute die Trennung von Düdingen noch einmal zustande käme, wenn man sie damals nicht vollzogen hätte? «Ich denke nicht», ist Albin Lehmann überzeugt. Heute gehe der Trend ja eher wieder in Richtung Fusionen. «Wer weiss, vielleicht fusionieren Schmitten und Düdingen ja wieder», sagt Marie Zosso-Zumwald. «Das erlebe ich aber ganz bestimmt nicht mehr», antwortet Albin Lehmann mit einem Lachen.

Quellen

- Publikation Roland Mülhauser: «Schmitten, die jüngste Gemeinde des Sensebezirkes im Kanton Freiburg»; 1997. Hrg. Gemeinde Schmitten
- Publikation Roland Mülhauser: «Schmitten»; 1972. Hrg. Gemeinde Schmitten

Schmittens schwieriger Schritt in die Eigenständigkeit

Am 21. November 1922 besteht die Gemeinde Schmitten genau seit 100 Jahren. Dieses Datum trägt der Beschluss des Freiburger Grossen Rates, der die Trennung des Gebietes Schmitten von der Gemeinde Düdingen offiziell besiegelt. Mit diesem Entscheid endete eine längere Entwicklung. Denn das Gebiet rund um Schmitten gehörte von jeher zur Pfarrei Düdingen. Genauer gesagt zu einem der Schrote der Pfarrei, zum Lanthenschrot. Viele Jahrzehnte mussten die Bewohnerinnen und Bewohner für Sonntagsmessen, Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen nach Düdingen pilgern. Erst mit dem Neubau der Kapelle von Schmitten 1754 änderte sich dies.

Die Pfarrei Düdingen war zu dieser Zeit sehr gross. Neben dem Wilerschrot und dem Lanthenschrot gab es auch den Düdingerschrot und den St.-Wolfgangschrot. Als das Land zwischen 1850 und 1860 als Basis für ein Grundbuch vermessen werden sollte, wurde es aufgeteilt: Der Düdingerschrot und St.-Wolfgangschrot wurde zum Düdingerschrot. Der Wiler- und der Lanthenschrot ergaben den Schmittenschrot. Fortan entwickelten sich beide Gebiete unabhängig voneinander weiter – politisch, kulturell und mit dem Bau der Eisenbahn Bern–Freiburg auch wirtschaftlich.

Treibende Kraft für den Schritt in die Selbständigkeit war der Geometer und spätere Nationalrat Franz Xaver Müller (1885–1968). Er organisierte mit Gleichgesinnten am 2. Januar 1921 einen Informationsanlass. Das Geld war das schlagendste Argument: Die Schmittner wollten selber entscheiden, was mit ihrem Geld passiert und nicht mehr gezwungen sein, es nach Düdingen zu liefern. Die Distanz und die schwerfällige Verwaltung waren weitere Gründe. Die Petition an den Staatsrat, die nach dem zweiten Informationsanlass lanciert wurde, ging jedoch erst an den Gemeinderat von Düdingen. Er lehnte sie ab – und er liess sich Zeit, die Absage zu begründen. Die Schmittner wollten aber nicht warten. Sie drängten den Staatsrat zu einer Konsultativabstimmung. Diese ergab am 26. Februar 1922 ein klares Bild: 260 der 274 stimmenden Bürger waren für die Selbständigkeit. Der Grosse Rat nahm in der Folge die Petition an und beauftragte den Staatsrat, an der Herbstsession einen Beschluss vorzulegen. Die Abstimmung fiel klar aus: Die Gemeinde Schmitten war geboren.

im

Die Eibe, ein Baum überdauert die Zeit

Von Charles Folly, Alterswil

In Deutschfreiburg existieren viele bekannte und weniger bekannte Naturelemente: markante Bäume oder Sträucher, besondere Findlinge oder andere Landschaftsmerkmale. Mit der Eibe von Hergarten startet der Freiburger Volkskalender eine kleine Reihe. Die Leserin und der Leser sind eingeladen, dem Redaktionsteam von solchen Besonderheiten der Natur zu berichten.

Mit «libùum» benennt die Senslerdeutsche Mundart die Eibe (*lat. taxus baccata/frz. if*). Die bekanntesten und in mehreren Publikationen erwähnten Eiben des Sensebezirks stehen in Umbertsried und in Geretsried in der Gemeinde Überstorf. Auch Michel Brunner führt in seinem Buch «Baumriesen der Schweiz» diese etwa 250-jährigen Bäume auf.

Die Eibe in Hergarten

Kaum bekannt ist jedoch die Eibe in Hergarten in der Gemeinde Alterswil. Auf 840 m. ü. M. gelegen, weist sie einen Stammumfang von gegen 400 Zentimetern auf, ihr Kronendurchmesser beträgt etwa 16 Meter. Da sie nicht als Einzelbaum markant und von Weitem sichtbar in der Landschaft steht, sondern eher unscheinbar an der Kante eines kleinen Abhangs in einer Hecke neben einer sie überragenden Eiche, kann man leicht achtlos an ihr vorbeigehen; jedenfalls in den Jahreszeiten, da die

Nachbarbäume Laub tragen. Dass es sich dabei um einen besonderen Baum handelt, war einigen Personen schon früher bewusst. So notierte der Pfarreischreiber Albin Bertschy am 8. November 1956 nach einem Besuch des Pfarreirates Alterswil bei den Pächterfamilien in Hergarten: «Es wurde beiden Familien empfohlen, die alte Eibe, ca. 800 Jahre alt, noch die einzige im Bezirk, noch recht gut zu pflegen.»

Die Eibe, ein besonderer Nadelbaum

Die Eibe gehört botanisch zu den Nadelbäumen, bildet aber eine eigene Familie, die der Eibengewächse. Sie ist zweihäusig, was bedeutet, dass sich männliche und weibliche Blüten auf zwei verschiedenen Pflanzen befinden. Im Gegensatz zu anderen europäischen Nadelbäumen trägt die Eibe keine Zapfen. Aus der weiblichen Blüte entwickelt sich ein Samennüsschen, das teilweise von einer leuchtend roten Scheinbeere umhüllt ist. Für die Verbreitung der Samen sind hauptsächlich Vögel verantwortlich; sie verzehren den fleischigen Samenmantel und scheiden den Samen später wieder aus. Eiben behalten ihre weichen Nadeln bis zu acht Jahren, besitzen harzfreies Holz, eine glatte Borke und können Stockausschläge bilden.

Die Eibe, die älteste Baumart

Die Eibe ist die älteste Baumart Europas. Sie war zwischen den Eiszeiten in Europa weit verbreitet. Vor etwa 4500 Jahren wurde sie von der einwandernden Buche zurückgedrängt. Der Begriff «Eibenbogen» weist darauf hin, wofür der Mensch die Eibe nutzte. Ihr Holz ist elastisch, bruchfest, resistent gegen Wasser und Pilze. So wurde Eibenholz zum wichtigsten Material für die Produktion von



Scheibe aus Eibenholz mit etwa 65 Jahrringen.

Bilder Charles Folly



Eibennadeln, weich, oberseits glänzend dunkelgrün.

Bogen, Pfeilen, Lanzen und Armbrüsten. Dies führte bis zur Einführung und Verbreitung der Feuerwaffen in einigen Gegenden Europas fast zur Ausrottung der Eibe.

Grössere Bestände der schattenfesten Eibe findet man nur noch in dunklen, eingeschnittenen Steilhängen, wo andere Bäume wegen mangelnden Lichts nicht gedeihen würden. Sie wächst in dunklen Wäldern allerdings sehr langsam und braucht fast zwanzig Jahre, bis sie eine Höhe von dreissig Zentimetern erreicht. Dafür können Eiben über 1000 Jahre alt werden. Die ältesten Bäume dieser Art schätzt man auf 3000 Jahre. Der langsame Wuchs ist auch der Grund, weshalb sich die meisten Bäume gegenwärtig wegen Wildverbiss kaum natürlich vermehren können. Seit dem 18. Jahrhundert wurde die Eibe vermehrt als Heckenpflanze in Parkanlagen gesetzt. Sie ist gut schnittverträglich und bei uns vor allem in Parks und Friedhöfen zu finden. Ein schöner Eibenbestand befand sich im Park der Villa Diesbach, des späteren Lehrerseminars und heutigen Pädagogischen Hochschule, an der Murtengasse in Freiburg.

Die Eibe, ein giftiger Baum

Alle Teile der Eibe sind grundsätzlich giftig, einzig das süsse Fruchtfleisch um die Kerne der Scheinbeere weiblicher Eiben

bildet eine Ausnahme. Fünfzig bis hundert Gramm Eibennadeln enthalten etwa zwei Gramm des Giftstoffes Taxan. Diese Menge kann bei Pferden wie auch bei Menschen zu Herz- und Atemstillstand führen. Bei wiederkäuenden Tieren (Rehe, Hirsche, Rinder, Schafe, Ziegen) kommt es nach dem Verzehr von Eibennadeln nicht zu einer tödlichen Vergiftung. Wegen der Giftigkeit für Mensch und Pferd duldeten man früher keine Eiben in der Nähe von Pferdeweiden. Erstaunlich also, dass die Eibe in Herbergen, die am Rand einer Weide steht, diesem Schicksal entgangen ist.

Stamm und Äste der Eibe entwickeln sich im Alter kehlwüchsig; das heisst, ihr Querschnitt ist nicht rund, sondern ausbeulend. Im Gegensatz zu anderen Nadelbäumen haben Eiben eine glatt abblätternde Rinde, durch Wildfegen kann diese beschädigt werden. Dank der geriefen Stammform mit den vertieften Rillen bleibt die Borke dort unbeschadet und der Saftstrom kann weiterhin fliessen.

Die Eibe, ein symbolträchtiger Baum

Eiben sollen auch in der Nähe von neolithischen und keltischen Kultstätten gepflanzt worden sein. Sie galten wegen ihrer Giftigkeit als Baum des Todes. Aber ihre Langlebigkeit und die Fähigkeit



Verzweigung auf etwa 3,5m Höhe, gut sichtbar ist der geriefte Stamm.



Eibe von Hergarten mit Steinreihe.

sich zu dauern zu verjüngen, liess die Eibe auch zum Symbol für Wiedergeburt werden. Interessant ist, dass bei Hergarten Ende des 20. Jahrhunderts mehrere Stelen aus der Jungsteinzeit gefunden wurden. Die Funktion dieser mit Werkzeugen aus Quarzit bearbeiteten Steinplatten ist nicht restlos geklärt. Dienten sie als Grabsteine, als Erinnerung an bedeutende Persönlichkeiten, waren sie astronomische Markpunkte zur Bestimmung des Kalenders? Jedenfalls zeugen diese 6000 Jahre alten Megalithen von den ersten sesshaften Menschen in unserer Gegend. Sie wurden im Jahr 2000 unter Anleitung des Archäologischen Dienstes am Fusse der Eibe in Hergarten zu einer Steinreihe, einem sogenannten Alignement, gesetzt.

Längere Trockenzeiten der vergangenen Jahre haben der Eibe in Hergarten etwas zugesetzt, was an einigen abgestorbenen Wipfelästen zu beobachten ist. Doch der Baum scheint sich davon gut erholt zu haben. Und so ist zu hoffen, dass man auch weiterhin zu diesem besonderen Baum Sorge trägt, und er uns noch um viele Generationen überdauert.

Hinweis

Falls Sie als Leserin oder Leser dem Redaktionsteam gerne von einer Naturbesonderheit erzählen möchten, können Sie das gerne via E-Mail an volkskalender@canisius.ch tun. Besten Dank.

Quellen

- Pfarreiarchiv Alterswil
- Michel Brunner, (2009): Baumriesen der Schweiz, Werd, Zürich
- Alois Schmid, Rita Schöpfer, (1980): Der botanische Pfad, Freib. Verkehrsverband/KLMV, Freiburg

Das jüngste und das älteste Wegkreuz des Sensebezirks

Von Yvonne Jungo,
Bösingen

Wegkreuze sind seit jeher Zeichen des christlichen Glaubens. Im Verlaufe der Zeit sind sie in reformierten Gegenden weitgehend verschwunden. In katholischen Gebieten blieben sie vielerorts erhalten und sind zu prägenden Zeichen der Kulturlandschaft geworden. Wie wohl nirgends in der Schweiz weist der Sensebezirk eine besonders hohe Dichte von Wegkreuzen auf. Vor Kurzem kam zu den rund 160 Wegkreuzen ein neues dazu, das allerdings nicht im Sensebezirk, sondern auf dem Ballenberg steht. Auch das älteste Sensler Wegkreuz aus Friseneit hat eine sehr spannende Geschichte.



Seit April 2021 steht im Freilichtmuseum Ballenberg beim Ensemble der Freiburgerbauten ein Wegkreuz – ein Geschenk von Pro Bösingen. Bild Yvonne Jungo

Das jüngste Wegkreuz des Sensebezirks steht im Freilichtmuseum Ballenberg. Am Weg beim Übergang zwischen den Freiburgerbauten und dem Bereich des Berner Mittellandes lädt es die Besucherinnen und Besucher zum Innehalten ein. Etwa fünfzig Gäste aus Bösingen und dem Sensebezirk sowie Verantwortliche des Freilichtmuseums fanden sich an Auffahrt 2021 bei der Freiburger Häusergruppe ein, um der Segnungsfeier für das jüngste Sensler Kreuz beizuwohnen.

Das jüngste Wegkreuz des Sensebezirks – ein Geschenk von Pro Bösingen

Die Errichtung des Wegkreuzes erfolgte im Rahmen der «Strategie Kulturlandschaft Ballenberg 2030», mit welcher das Freilichtmuseum Ballenberg die Häusergruppen der jeweiligen Kantone mit typischen kulturlandschaftlichen Zeichen ergänzen will. Das jüngste Sensler Kreuz bereichert in würdiger Weise das einheitliche Ensemble der vier Senslerbauten.

Das Wegkreuz ist ein Geschenk von Pro Bösingen. Den Anstoss dazu gab ein Kontakt zwischen Jean-Pierre Anderegg und Yvonne Jungo aus Bösingen. Der Volkskundler aus Freiburg suchte ein Wegkreuz für das Freilichtmuseum. Der Vorstand von Pro Bösingen hat dem Vorschlag seiner Vizepräsidentin Yvonne Jungo, dass der Verein dieses Kreuz

Wegkreuze – Sinnbild des christlichen Glaubens

Wegkreuze stehen an Feld- oder Waldrändern, markieren Weggabelungen und Strassenkreuzungen. Oft kennzeichnen sie gefährliche Stellen oder markante Orte in der Landschaft. So dienten sie früher auch als Orientierungspunkte und waren Wegmarken auf Prozessionswegen, Pilgerrouen oder für Wanderer. Diesen Zweck erfüllen die Wegkreuze heute wohl weniger. Wer in den Bergen unterwegs ist, hat aber bei seiner Wanderung oft ein Gipfelkreuz zum Ziel.

Wegkreuze waren und sind aber vor allem Sinnbild des christlichen Glaubens und der Frömmigkeit der Bevölkerung. Häufig sind diese als Kruzifixe gestaltet; also mit der Darstellung des gekreuzigten Christus. Selten ist genau überliefert, weshalb ein Wegkreuz erstellt wurde. Manchmal erinnern sie an Unglücke oder an besondere Ereignisse; zum Beispiel an die Primiz eines Neupriesters.

In den meisten Fällen haben Privatpersonen oder Familien die Wegkreuze errichtet. Diese sind Zeichen des Dankes und der Bitte um den Schutz Gottes für Haus, Hof und Feld; für Mensch, Tier und Ernte. Die Pflege der Wegkreuze wird oftmals innerhalb einer Familie an die nächste Generation übergeben oder andere Personen machen es sich zur Pflicht und Ehre und «ggügge zum Chrütz».

Die in den allermeisten vorbildliche Pflege der Kreuze zeugt noch immer von der Verbundenheit der Bevölkerung mit «ihrem» Kreuz. Bis in die 1970er-Jahre hinein war diese Verbundenheit mit der Tradition der Bitttage besonders sicht- und erlebbar. Die Prozessionen an den drei Tagen vor Auffahrt finden heute kaum mehr statt. Da und dort werden sie in kleinerer Form aber noch abgehalten, wie zum Beispiel in Dietisberg bei Wünnewil. Statt zu Prozessionen treffen sich an den Bitttagen vielerorts die Anwohner und Anwohnerinnen zu einer abendlichen Bittandacht bei ihrem Wegkreuz. Sie danken Gott für die Gesundheit von Menschen und Tieren, bitten um Schutz vor Unglück und Gefahren, beten für gedeihliches Wetter und eine gute Ernte.

yj

stiften könnte, sofort zugestimmt. Dank eines Berichtes von Anton Jungo, des 2018 verstorbenen Redaktors des Freiburger Volkskalenders, sind die Wegkreuze von Böisingen gut dokumentiert. Der gebürtige Böisinger erfasste 2013 alle dreizehn Kreuze der Gemeinde und stellte dieses Inventar Pro Böisingen zur Publikation zur Verfügung. Mit dem Wegkreuz im Ballenberg werden auch das Vermächtnis von Anton Jungo und seine Verdienste um die Wegkreuze gewürdigt.

Pro Böisingen gab das Wegkreuz beim Holzbildhauer Ernest Ruffieux aus Plasselb in Auftrag. Der 64-Jährige nutzte dazu das Holz einer alten Eiche aus Rechthalten. Das 2,50 Meter hohe Kreuz wird durch ein Kupferdächlein geschützt.



Ernest Ruffieux, Holzbildhauer aus Plasselb, hat das Sensler Kreuz für den Ballenberg aus Eichenholz erstellt. Bild Yvonne Jungo

Segnung des Sensler Kreuzes im Freilichtmuseum Ballenberg

An Auffahrt, 13. Mai 2021, segnete Pfarrer Paul Sturny aus Wünnewil an einer besinnlichen Feier das jüngste Sensler Kreuz und übergab es seiner Bestimmung. Der frühere Pfarrer von Böisingen erinnerte in seinen Worten an die Kraft, die von den Wegkreuzen ausgeht und legte deren Bedeutung dar.

Anschliessend überreichte Mathias Waeber, Präsident Pro Böisingen, das schöne Wegkreuz dem Freilichtmuseum. Er betonte: «Pro Böisingen ist sehr stolz, dass der Verein mit diesem Wegkreuz einen Beitrag zur Freiburger Kulturlandschaft auf dem Ballenberg leisten darf.» Bernadette Hänni aus Murten nahm im Namen der Stiftung *Freilichtmuseum Ballenberg* das Wegkreuz entgegen. «Der Stiftungsrat wird seine Verantwortung wahrnehmen und gut zum Kreuz schauen», versprach die Vizepräsidentin des Stiftungsrates. «Das jüngste und älteste



An Auffahrt 2021 segnete Pfarrer Paul Sturny im Freilichtmuseum Ballenberg das jüngste Wegkreuz des Sensebezirks. Bild Erich Egger

Wegkreuz des Sensebezirks kommen beide aus Bösingens», würdigte Manfred Raemy, Oberamtmann des Sensebezirks, die Initiative aus Bösingens.

Die eindrückliche Feier wurde von einer Bläserformation der Musikgesellschaft Bösingens umrahmt, die in Senslertracht aufspielte. Zusammen mit Trachtenfrauen, den Senslerbräzzele zum Apéro und dem unverkennbaren Senslerdialekt vieler Gäste erlebte das Freilichtmuseum Ballenberg einen kleinen Senslerstag.

Das älteste Wegkreuz kommt aus Friseneit

Das älteste Wegkreuz des Sensebezirks hat eine lange und bewegte Geschichte. Es kommt aus Friseneit (Gemeinde Bösingens, Pfarrei Schmittens) und stand dort von 1863 bis 1978 an der Strassenkreuzung. Vorher befand es sich in der einstigen, dem Heiligen Isidor geweihten Kapelle von Friseneit. Diese hatte zum Schlossgut von Franz d'Arset gehört, der von 1507 bis 1509 Schultheiss von Freiburg war. Später ging dieses Gut in das Eigentum des Bürgerspitals Freiburg über und ist nun seit Langem im Besitz der Frommen Stiftungen der Burgergemeinde Freiburg. Seit 1921 wird dieser Hof von der Familie Rudaz in vierter Generation bewirtschaftet.

Im Katasterplan von 1861 ist die Kapelle noch eingezeichnet. Der «Chappelacher», der westlich des Hofes liegt, erinnert noch heute daran, dass hier einmal eine Kapelle stand. Kurz nach 1861 muss die Kapelle abgebrochen worden sein. Denn 1863 hat Niklaus Grossrieder (1820–1896), Besitzer eines Hofes in Friseneit, gemäss Überlieferung das Kreuz gerettet und in sichere Obhut gebracht. Niklaus Grossrieder war früher Lehrer in Bösingens, später Landwirt und Grossrat; er war einer der Gründer der Freiburger Zeitung. Schon seit vielen Generationen und auch heute noch ist die Familie Grossrieder in Friseneit ansässig.

Niklaus Grossrieder stellte das alte Kreuz an der Kreuzung des Weilers auf und es wurde fortan von der Familie Grossrieder gepflegt. 1915 liess diese das Kreuz erneuern. Ein Bild aus den 1930er-Jahren zeigt das Wegkreuz in einem Holzhäuschen mit den Jahreszahlen 1863 und 1915; die Jahreszahlen der Erstellung und der Renovation.

Hochgotisches Kruzifix

Der Kunsthistoriker Hermann Schöpfer (1939–2020) hat 1978 den historischen Wert dieses Kreuzes erkannt und datierte es in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Hermann Schöpfer war Inventariseur der Kunstdenkmäler bei der damaligen Denkmalpflege, heute Amt für Kulturgüter. Am 23. November 1978 erfasste er das Wegkreuz unter «Bösingen, hochgotisches Kruzifix in Friseneit» für das Inventar der Kunstdenkmäler des Kantons Freiburg. Dabei hielt er fest: «Es ist eines der wenigen Kruzifixe, die sich im Kanton Freiburg aus der Zeit vor 1400 erhalten haben, im Sensebezirk ist es mit Abstand das älteste.» Hermann Schöpfer beschrieb den Körper der Christusfigur als «qualvoll zusammengezogen». Diese Darstellung des Leidens habe erst im 13./14. Jahrhundert ihren Niederschlag in der bildenden Kunst gefunden: «Von nun an wird der Schmerz zum Grundthema.» Und der Kunsthistoriker führte weiter aus: «Seit dem 6. Jh. wurde Christus als der am Kreuz Erhöhte und Verherrlichte dargestellt, also nicht als Leidender, Sterbender oder gar Toter. Der Bildtyp, den das Kruzifix von Friseneit zeigt, ist erst durch die Leidensbetrachtung, die ›Vermenschlichung‹ des Erlösungstodes Christi am Beginn der Gotik möglich geworden.»

1978 wird das Friseneit Kreuz abgebaut

Nachdem der historische Wert des Kreuzes bekannt war, sollte die wertvolle Christusfigur an einem sicheren Ort aufbewahrt werden. Zudem musste das Kreuz dem Ausbau der geplanten Straßenverbindung zwischen Schmitten, Friseneit und Fillistorf weichen.

Die Besitzerfamilie Grossrieder hat deshalb 1978 das alte Wegkreuz abgebaut. Diese Arbeiten – wie auch jene in den Folgejahren – erfolgten unter der Aufsicht der Kantonalen Denkmalpflege. Dafür hatte Hermann Schöpfer ein Mandat inne. Mit seiner Vermittlung wurde im Juli 1979 zwischen der Besitzerfamilie Grossrieder, der Pfarrei Schmitten, der Gemeinde Bösingen und der Kantonalen Denkmalpflege eine Vereinbarung getroffen. Darin wird unter anderem festgehalten, dass:

- die Familie Grossrieder das Original der Pfarrei Schmitten leihweise zur Aufstellung an einem sicheren Ort zur Verfügung stellt
- jede Neuaufstellung oder Ortsveränderung des Kreuzes mit dem Einverständnis des Besitzers (der Familie Grossrieder) und unter der Aufsicht der Denkmalpflege geschieht
- die Pfarrei Schmitten im Einverständnis mit der Kantonalen Denkmalpflege für eine fachgerechte Restaurierung des Kreuzes sorgt



Diese Aufnahme erschien im Freiburger Volkskalender von 1939. Sie zeigt das Kreuz an der Wegkreuzung in Friseneit in den späten 1930er-Jahren. Bild Archiv Pro Bösingen



Das Bild zeigt das Wegkreuz von Friseneit an seinem alten Standort kurz vor dem Abbau von 1978. Gut erkennbar sind die Dornenkrone und die Strahlenbündel. Bild ©Amt für Kulturgüter, Freiburg

- die Pfarrei Schmitten ebenfalls die anfallenden Unkosten für eine Kopie übernimmt, die beim Hof der Familie Grossrieder aufgestellt wird
- die Gemeinde Böisingen auf ihre Kosten und im Einvernehmen mit der Denkmalpflege ein dreiseitig geschlossenes Holzhäuschen mit Ziegeldach und solidem Sockel aus Naturstein erstellt

Die Parteien nahmen umgehend die Umsetzung der Vereinbarung an die Hand; doch gab es Verzögerungen und Schwierigkeiten.

Ein sicherer Ort für das alte Kreuz

Die Pfarrei Schmitten hatte mit der Vereinbarung eine grosse Verantwortung für das älteste Kreuz des Sensebezirks übernommen, das einen sicheren Ort erhalten sollte. 1982 sind in Schmitten das Begegnungszentrum sowie die Totenkapelle und der erweiterte Friedhof eingeweiht worden. In der neuen Totenkapelle fand das Kreuz von Friseneit dann seinen sicheren und würdigen Platz. Vorher – zwi-

schen 1980 und 1983 – wurde das Kreuz restauriert. Zudem wurde veranlasst, eine originalgetreue Kopie der Christusfigur anzufertigen, die gemäss Vereinbarung in Friseneit aufgestellt werden sollte.

Verwirrung um Kopie(n)

Die Arbeiten für die Kopie und der ersten Restauration lassen sich nicht genau nachvollziehen. Davon existiert kein schriftlicher Bericht. Jedoch gibt es rund um das Erstellen der Kopie viele Fragen. Die Pfarrei Schmitten hatte *eine* Reproduktion in Auftrag gegeben. Allerdings wurde mindestens eine weitere Kopie erstellt; dies führte wegen der Mehrkosten und dem Verlust der Einmaligkeit der Kopie, welche für Friseneit bestimmt war, bei allen Beteiligten zu Diskussionen und Verwirrung.



An einem Astkreuz hängend hat das historische Kruzifix von Friseneit aus dem 14. Jahrhundert in der Totenkapelle Schmitten einen würdigen und sicheren Platz erhalten. Bild Yvonne Jungo

Die zweite Kopie hing ab 1990 im Andachtsraum des Pflegeheims Ärgera in Giffers. 2018 erhielt dieses Heim nach seiner Erweiterung eine neue Kapelle, die ohne die Kreuzkopie ausgestattet wurde. Diese wurde vorerst in Rechthalten aufbewahrt. Vom Dezember 2019 bis Februar 2020 nahm diese zweite Kopie vorübergehend den Platz

des Originalkreuzes in der Totenkapelle Schmitten ein. Während dieser Zeit war das historische Wegkreuz von Friseneit Teil der Ausstellung «Le siècle oublié – Freiburg im 14. Jahrhundert» des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg.

Restaurationen 1980 bis 1983 und 1992

Auf Bildern von 1978 sind am Kopf der alten Christusfigur noch drei Strahlenbündel und eine Dornenkrone erkennbar. Bei der Restauration von 1980 bis 1983 wurden diese Elemente entfernt; dies waren spätere Zutaten. Auf eine Konservierung der Figur und auf eine Erneuerung der Polychromie – einer vielfarbigem Gestaltung – wurde verzichtet.



Seit 1988 steht in Friseneit beim Hof der Familie Grossrieder in einem Holzhäuschen eine originalgetreue Kopie des alten Kreuzes.

Bild Archiv Pfarrei Schmitten

Bedauerlicherweise sind nicht alle Arbeiten befriedigend geglückt. Das wertvolle Kreuz hatte Schaden genommen, als es an eine natürliche Astgabel montiert worden war. Dazu wurde auf der Rückseite der Figur Holz abgetragen. Ein Kreuz in Form einer «lebendigen» Astgabel wird als Astkreuz be-

zeichnet und symbolisiert den Lebensbaum – das ewige Leben. Am häufigsten wurden Astkreuze in der Gotik verwendet. Das wird der Grund gewesen sein, weshalb das Kreuz von Friseneit an ein Astkreuz befestigt wurde. Seit Beendigung dieser Arbeiten um 1983 wird das Kreuz in der neuen Totenkapelle Schmitten beherbergt.

1989 entschied die Pfarrei Schmitten, das Kreuz umfassend untersuchen und fachgerecht konservieren zu lassen. Willy Stebler vom Atelier für Konservierung und Restaurierung (ACR), Freiburg und Bern, erstellte 1989 ein Gutachten über den Zustand des Kreuzes und die erforderlichen Arbeiten. Nachdem die Finanzierung gesichert war, die Loterie Romande hatte einen ansehnlichen Beitrag gesprochen, wurden die Arbeiten im Herbst 1991 im Einverständnis mit der Kantonalen Denkmalpflege vergeben und 1992 in Angriff genommen. Das ACR führte eine technologische Untersuchung durch. Die holzanatomische Untersuchung stellte Pappel als Holzart fest; der Korpus ist aus einem Holzstück geschnitzt. Die Figur wurde restauriert und konserviert. Auf eine Polychromie wurde wiederum verzichtet. Patrizia Zepetella vom ACR hat im Februar/März 1992 alle Arbeiten und Erkenntnisse in einem umfassenden Bericht und mit Dokumentationen festgehalten.

Nach der Restauration wurde die Montage der Christusfigur an das Astkreuz gemäss der Empfehlung von Willy Stebler korrigiert. In seinem Brief an den Pfarreirat Schmitten vom 27. Oktober 1989 schrieb Hermann Schöpfer dazu: «... im niedrigen Raum der Totenkapelle ist ein normales lateinisches Kreuz nicht denkbar, sodass der Asttyp beibehalten werden muss. Dieser ist aber für Kruzifixe jener Zeit beliebt und deshalb auch als Rekonstruktion vertretbar, abgesehen vom tiefen Symbolgehalt, den diese Kreuzform in einer Totenkapelle besitzen kann.»

Originalgetreue Kopie des Kreuzes in Friseneit

Gemäss der Vereinbarung sollte in Friseneit eine Kopie des Wegkreuzes errichtet werden. Bereits 1979 lagen für das Holzhäuschen Pläne vor und die Gemeinde Böisingen hatte schon den Auftrag für den Bau vergeben.

Doch die Arbeiten verzögerten sich um Jahre. Die Verhandlungen um den Ausbau der Strasse dauerten noch an und ihr genauer Verlauf war lange nicht bekannt. Erst eine Nachfrage von Pro Böisingen von 1987 beim Gemeinderat Böisingen brachte wieder Bewegung in die Angelegenheit. Die Familie Grossrieder war einverstanden, dass das Kreuz auf ihrem Hof erstellt wird. 1988 haben die Gemeinde

Landschaft des Jahres 2018

Die Stiftung Landschaftsschutz Schweiz ernannte 2018 die Sakrallandschaft des Kantons Freiburg zur «Landschaft des Jahres». Die Stiftung würdigte damit zum ersten Mal mit einer Preisverleihung den spirituellen Wert einer Landschaft. Unser Kanton weist eine besondere hohe Vielfalt von christlichen Bauwerken auf, welche vielerorts die Kulturlandschaft prägen. Klöster, Kirchen und Kapellen sind die auffälligen Zeichen; aber auch bescheidenere Symbole wie die Wegkreuze zeugen von der christlichen Religion und den Traditionen der Bevölkerung.

Die Diözese Lausanne, Genf und Freiburg und die Interessengemeinschaft «L'esprit des lieux» nahmen den Preis entgegen. *yj*

Bösingen und die Pfarrei Schmitten in enger Zusammenarbeit mit der Familie Grossrieder und begleitet von der Denkmalpflege das neue Wegkreuz gemäss der Vereinbarung errichtet. Ein beteiligtes Unternehmen spendete dazu das Balkenkreuz. Im September 1988 fand die originalgetreue Kopie der Christusfigur im neuen Häuschen ihren geschützten Platz.

Auf dem Holzhäuschen sind die Zahlen 1863, 1915 und 1988 angebracht. 1863 erinnert an das Erstellen des alten Wegkreuzes an der Wegkreuzung Friseneit; 1915 wurde dieses Wegkreuz renoviert; 1988 hält die Aufstellung der Kopie des alten Kreuzes im neu errichteten Holzhäuschen fest.

An der Bittandacht vom 2. Mai 1989 wurde das neue Wegkreuz gesegnet. Die Familie Grossrieder ist auch mit diesem Kreuz eng verbunden; es wird von der Mutter Eve-Marie Grossrieder-Schwaller liebevoll gepflegt. Alljährlich hält die Pfarrei Schmitten vor Auffahrt beim «neuen alten» Wegkreuz von Friseneit eine Bittandacht ab.

Weitere Angaben

- Anton Jungo, Wegkreuze von Bösingen, 2013: Homepage Pro Bösingen, www.proboesingen.ch
- Anton Jungo, Wegkreuze, Bildstöcke, Lourdesgrotten: 40x Seiselann, Senslermuseum, Tafers 2015, S. 160–163

Quellen

- Inventar für Kunstdenkmäler «Bösingen, hochgotisches Kruzifix in Friseneit» vom 23. November 1978, Hermann Schöpfer: Archiv des Amtes für Kulturgüter, Freiburg
- Gutachten zum Wegkreuz aus Friseneit in der Totenkapelle Schmitten, Willy Stebler, 1989: Archiv des Amtes für Kulturgüter, Freiburg
- Bericht zur Untersuchung und Konservierung des Wegkreuzes aus Friseneit in der Totenkapelle Schmitten, Patrizia Zeppetella, 1992: Archiv des Amtes für Kulturgüter, Freiburg
- Archiv Pfarrei Schmitten
- Archiv Pro Bösingen
- Jean-Pierre Anderegg, Freiburger Kulturlandschaften, Freiburg 2002, S. 260–263
- Stiftung Landschaftsschutz Schweiz (SL-FP), www.sl-fp.ch

Nomen non est omen

André Perler,
Mundartredaktor

Wier ali hii iina – mindeschtens iina: a Familienname. U jeda Familienname triit a Bedüttig mit sich. Tüu Bedüttige si ging no ganz klar z erkene, zum Bispüu bi Müller, Käser oder Vonlanthen. Bi andere Familienäme gseht mu nid ufe erscht Blick, was ihnes ursprüngelechi Bedüttig isch. Oder wär chennti grad säge, uf was wo Pürro, Schnewwly oder Aebischer zruggiit?

I de Mundartredaktion vo Radio SRF, won i schaffe, bechäme mer jedi Wucha a Hampfela Aafrage für Familienäme z erkläre. Offebar nümmt es ganz vüu Lüt wunder, was ihnes Familienname bedüttet. U di meischte warte ganz geduudig – zum Tüu drüü, vier, füüf Jahr – bis d Expertin u d Experte vom Schwizerdütsche Wörterbuech Idiotikon im Radio Uskunft gäbe.

Hundert Näme si scho uf de Wartelischta, wüu mer jedi Wucha nume zwe chii dran näh. D Recherche, won es bruucht, fürn a Familienname chöne z erkläre,

si ufwändig. Ma mues i vüu auti Quele ga sueche, Wörterbuecher abklappere u Namelexika studiere. U us au de gsammlte Informatione mues mu nai a plousibli Erklärig vom Familienname fabriziere. D Idiotikon-Redaktorin u -Redaktore mache das mit vüu Sachverstann u Engagement. Aber ihnes Houptbeschäftigung isch haut ging no ds Wörterbuechschriibe. D Familienname-Erklärige am Radio mache si näbebii. I stuune ging ommi, was si uberna Name usafüne, was für Spuure wo si ufgspüre. Nid säute isch d Antwort o für mier aus gstudierta Diaktolog a Überraschig.

Fantasiivoli Härkunfts geschichten

As git Lüt, di frage nach ihnes Familienname, ohni dass si witeri Aagabe mache – nid amau de Hiimatort. Anderi lifere ganzi Ursprungsmythe zu Famili u Name. D Vorfahre chämi vo Irlann, Schottland, Holland, Italie, Skandinavie, usum Elsass. Oder si stami vo de Hugenotte ab, vo de französische Calvinische, wo im 16. u 17. Jahrhundert vor de Verfogig i anderi europäeschi Länder gflue si – under anderem i d Schwiz.

Meishtens chäme bi de Recherche vo de Idiotikon-Redaktion aber kinner Aaziiche ufena usländische Ursprung vüra. Di geschütlechi u sprachwüschaflechi Undersuechig ziigt meischtens ganz klar, dass de Name i de Dütschschwiz entstane isch. U wen a Familienname tatsächlech usum Uslann chunnt, denn fasch ging vo Süddütschlann oder Norditalie, auso rächt noch vo de spetere Hiimatorte vom jewilige Name. Zum Bispüu de Haslitaler Familienname *Bysäth*: Dä chunnt ursprünglich usum italiänische Valle Antigorio zwüschem Walis u am Tessin. A Vorfahr vo *Bysäths* het im 16. Jahrhundert aus Sümmer Ware über Gries- u Grimsupass transportiert. U denn heter sich im Haslitauniderglaa u sich la iibürgere.



Bildmontage Imelda Ruffieux

Ds Familiewappe

Vüu Lüt, wo nach ihnes Familienname frage u scho a Idee hii, waser chennti bedütte, erwähne ds Familiewappe. Zum Bispüu öpper, wo voruma Zitli nachum Name *Meili* gfragt het. Im Familiewappe hiigines Meieriisleni, auso müessi d Bedüttig vom Name doch mit däne Meie z tüe ha. Da trumpiere sich vüu Lüt: D Familiewappe si (mit Usnahm vo däne vo adlige Familie) ersch im 19. oder sogar ersch im 20. Jahrhundert entstane – auso hunderti Jahr nach de Entstehig vo de Familienäme.

Di Lüt, wo di Familiewappe ziichnet hii (u o dii, wo si i Uftrag ggä hii), hii hüffig nümme gwüsst, was di ursprünglechi Bedüttig vom Name isch. Drum hii si ihnes Fantasie fria Luuf glaa u Symbou i ds Wappe taa, wo si mitum Name i Verbindig bbracht hii – wo aber mit de Bedüttig mengisch gar nüt z tüe hii.

As schöns Bispüu isch da o ds Wappe vo de Famili *Frösch* mitum aute Hiimatort Zofige im Aargau. Di Frou, wo bi üs nach de Bedüttig vo däm Name gfragt het, het dezue gschrübe: «Im Familienwappen ist ein frisch bezogenes Bett zu sehen, somit ist wohl eher das schweizerdeutsche frisch gemeint und weniger das Wassertier». Ds Adjektiv «frisch» schribt mu im Aargau ja tatsächlich aus «frösch». Aber äbe: De Name *Frösch* giit sehr wouh uf ds «Wassertier», auso ufe Frosch zrug. Wahrscheinlech isches ursprünglich a Übername gsi für öpper, wo sich ähnlech verhaute het win a Frosch. Vülech isch er ggumpet bim Luuffe oder het Glubschuuge ghäbe. Das isch nid grad schmiichuhaft. Vülech het de Ziichner o drum ufum Wappe lieber a Bezug zum positive Adjektiv «frisch» härgstöt aus zum Frosch.

Luschtigs u Überraschends

Under de Familienname-Erklärige hettes ging omni ganz verblüffendi drunder – oder as steckt a luschtegi Gschücht dehinder. Zum Bispüu bim Name *Keuffer dit Barrelet*. Dä isch ufena Art «doppelt gemoppelt». Übersetzt hiiester nämlech «Fassmacher gnannt Fessli». Keuffer isch di französierti Form vo Küffer, a Familienname, wo uf d Bruefsbeziichnig Küefer für Lüt, wo Fesser u anderi Gfääss us Houz häärstöle zruggiit.

A Famili *Küffer* vo Ins (dä Familienname gits dete no ging) isch im 18. Jahrhundert oder no früher uf Aclens im Waadtlann usgwanderet. Dete het mu si äbe zersch *Keuffer* gnennt. Im Luuf vo de Zit hii si de aber no de Zuesatz *dit Barrelet* becho. Wahrscheinlech het mu sich z Aclens under *Keuffer* – im Gägesatz zu de wäutsche Familienäme – nüt chöne vorstöle. Awäg drum het mu di Famili ifach *Barrelet*, auso «Fessli» grüeft – vülech hii si denn ja tat-

Wenn der Wohnort zum Namen wird

Bi Familienäme uf -er deicht mu meischtens grad ana Ort: *Berner, Zürcher, Schwander, Leuenberger* – settegi Näme verwiise tatsächlech hüffig ufenas Dorf, ufena Wiler oder a Hof. As si sogenannti Wohnstette- oder Härkunftsname. Entweder het de erscht Namesträger a däm Ort gwohnt oder isch vo dette härchoo.

So chennti mu deiche, dass *Gabathulers* mit Hiimatort Wartau im Sanggaller Rhiitau vomena Ort mit Name «Gabathul» häärchäme. Sona Ort gits aber nid u hets o nie ggää. D Ändig -er het mu äbe o gär a anderi Wörter aagheicht u i däm Fau hie isches nid amau as dütches Wort. *Gabathulers* hii zersch *Cabertuol* ghiisse. Das isch a rätoromanische Name, wo wi *Cathomas, Cadalbert* oder *Camenisch* ufena Vorname zruggiit. «Ca» bedüttet Huus (abgliitet vo latinisch «casa»), auso isch *Cathomas* («ca d' Thomas») ds Huus, das hiiest d Famili u di Aagstöute vomena Thomas, *Cadalbert* vomena Albert, *Camenisch* vomena Domenisch (di rätoromaneschi Version vo Dominik). U Cabertuol giit zrug uf «ca d' Bertuol», auso «Huus vom Berthoud». U das isch nach de Germanisierig vom Sanggaller Rhiitau (im Mittuauter het mu no bis a Bodesee Rätoromanisch gredt) zu *Gabertuel* u schliesslech zu *Gabathuler* cho.

Was vor de Entstehig vo de Familienäme mit de Vorfahre passiert isch, das cha mu natürlech nid sääge. Vüu Einsidler Familie hii zum Bispüu ds Gfüh, dass ihnes Name usum Elsass chämi – wüu d Gründer vom Chlooschter Einsidle im 10. Jahrhundert usum Elsass cho si. As isch guet möglich, dass di Familie Elsässer Wurzle hii. Aber d Familienäme si ganz sicher z Einsidle entstane. Wüu Familienäme hettes im 10. Jahrhundert no gar nid ggää – den het mu nume a sogenannta Ruefname ghäbe – das, was hüt de Vorname isch. ap

sächlech no aus Küefer gschaffet. Uf jeda Fau isch dä Übername *Barrelet* i offiziell Familienname integriert cho u so isch di Famili zum Name *Keuffer dit Barrelet* cho.

As git relativ vüu Familienäme, wo ufena Manename zugggange, zum Bispüu *Heinzer* uf Heinz, *Kuonen* uf Konrad oder *Balzli* uf Balthasar oder

Zur Person

André Perler ist in Wünnewil aufgewachsen und wohnt seit 2020 in Bern. Der 30-Jährige hat an der Universität Freiburg Dialektologie und Zeitgeschichte studiert und 2021 mit einer Masterarbeit zu senslerdeutschen Trunkheitsausdrücken abgeschlossen. Seit 2016 arbeitet er als Mundartredaktor bei Radio SRF. Daneben tritt er an öffentlichen und privaten Anlässen als Dialektextperte auf.

Balduin. Das si Vatternäme, sogenannti «Patronymika». Ma fündt aber o eppa as Dotze «Matronymika», auso Mueternäme i de Dütschschwiz: *Else-ner, Frehner, Neeser* oder *Urscheler*, zum Bispüu. Di gange uf Elsa, Veronika, Agnes u Ursula zrug. Nai gits o no *Gret(h)er/Greder/Gretler*, wo vo Greth (Margaretha) chunnt, u *Itten*, wo uf Ida zruggiit. De erscht Namesträger isch de Sohn vonnera Frou mit däm Name gsii. Dasmu ne innera Zit, wo de Maa i de Hierarchie klar uber de Frou gstane isch, nid nachum Vatter benannt het, het awäg demit z tüe ghäbe, dass de Vatter unbekannt, tot oder vüu weniger bedütend gsi isch aus d Mueter.

Nomen non est omen

Inisch hetti a Familienname-Erklärig vo de Idiotikon-Redaktore fasch imena Grichtsverfahre ggändet. Si hii de Name Tschirky erklärt. Dä giit – wi vüu anderi Familienäme – ufena Beschriibig vom erschte Namesträger nach sinneri üsseri Erschiinig zrug: Är isch tschirgget, auso unglänk, schlurfend oder sogar schwerfälig glüffe. A Herr Tschirky, wo di Erkläärig am Radio kört het, het gfune, si Vorfahr sigi doch nid gehbehinderet gsi, u het mitera Aaziig wäge Ehrverletzig ddroht. Mit vüu diplomatischem Gschück het mu ne de chöne deva abbringe.

A apropos: Pürro isch a Varianta vo Burri u giit awäg ufe Vorname Burkhard zrug. Schneuwly cha mu uf Schneeli (chliina Schnee) zrugverfouge. Was fürna Bedütting mit däm chennti zämeheichen, da cha mu fasch nume rate. Aebischer verwiist uf d Härkunft vomena Ort namens Äbische («wo es Ebereschen/Vogelbeerbäume hat»).

U sowieso: D Bedütting vom Familienname siit eh nume öppis ubere allerersch Namesträger uus. Dezue chunnt: As isch ja nume de Vorname vo iim einzige Vorfahr, nämlech normalerwiis vom Vatter vom Vatter vom Vatter vom Vatter usw. Au di andere Vorfahre, wo mu het, si nid i däm Familienname «enthaute». Us minneri Sicht setti mu sich

auso nid z vüu ufe iiget Familienname iibüude, grad was d Bedütting vo däm Name aagiit.

Aber klar, i fünes o spannend, dass mi Familienname *Perler* sehr wahrschinlech ufena Perlehändler oder Perlesticker i de spatmittuaterlechi Stadt Friburg zruggiit. Ächti Perle het dä übrigens fasch sicher nie i de Fingere ghäbe. Friburg ligt ja weder am Meer no hettes so riichi Lüt ghäbe, wo settegi Perle hetti chöne zahle. As si awäg höchschstens Glas- u vülech no ehner Houzperle gsii, wo dä eint Vorfahr vo mier härgstöt oder verarbiitet het.

Vo Spanie lehre

Voruma Zitli hani a Statistik gseh, wo mi sehr uberrascht het: 2016 hii 70 Prozänt vo de Froue i de Schwiz, wo ghürate hii, de Name vom Maa aagno. U bi de under 40-jährige Froue sines sogar 80 Prozänt gsii. Da hani auso schön gstuunet: Bim Name hört d Emanzipation offebar uf. Übrigens: Grad amau jeda füzfigsichta Maa, wo 2016 i de Schwiz ghürate het, het de Name vo de Frou aagno.

I fünes ehner komisch, dasmu de iiget Familienäme änderet, nume vüu mu hüratet. Klar, as isch schön, we mu vo usse aus Famili erkennbar isch, vor alum we mu Chinn het. Da hüufst natürlech, we ali de gliich Familienname hii. Aber i füne, da gebines a besseri Lösig, u zwar di spaneschi Familienametradiion. Dette bechunnt mu aus Chinn bi de Geburt a Familienname vom Vatter u iina vo de Mueter. U bim Hürate bhaute beidi ihnes zwe Familienäme. A di iigete Chinn witergä tuet mu z Spanie normalerwiis de Familienname, wo mu vom Vatter becho het.

Das chennti mu doch bi üs o so mache – mitum Underschiid, dasmu nid outomatisch de Familienname vom Vatter witergit, sondern cha usläse, wöla vo de beidne Familienäme wo mu a di iigete Chinn wott witergä. So würdi de Familienname ging grad uf d Familie vo beidne Öutere verwiise statt nume uf dia vom Vatter. De bruuchtines nämlech bim Hürate o ki Aagliichig vom Familienname meh. D Chinn hetti ja mit beidne Öutere ii Familiename gmeinsam.

I hiissti nach däm Prinzip nid André Perler, sondern André Perler Nigg. Weri doch cool! U wen i mau Chinn ha, de chennteni wähle, wöla vo däne beidne Nämme won i wetti witergä.

Die fast tausend bisherigen Familiennamen-Erklärungen der Idiotikon-Redaktoren kann man auf www.srf1.ch/auf-den-spuren-eures-namens-nachhören. Es werden auch neue Anfragen aufgenommen, aber wegen ihrer grossen Zahl kann es einige Jahre dauern bis eine Antwort kommt.

Vor 40 Jahren erfolgte der Startschuss zu einer Erfolgsstory

Von Arthur Zurkinden,
Düdingen

Am 14. Februar 1982 produzierte die Firma Radio TV Lehmann in Düdingen eine Fernsehsendung über die Gemeinderatswahlen von Düdingen und Böisingen. 2000 Haushalte waren damals an das Kabelnetz angeschlossen und konnten eine schweizweite Premiere im Regionalfernsehen mitverfolgen.

Heute ist das Kabelnetz Rega-Sense mit seinem Fernsehsender Rega-TV im Sense- und oberen Seebezirk nicht mehr wegzudenken. 11 000 Haushalte sind mittlerweile über das hauseigene Kabelnetz angeschlossen. Wenn auswärtige Anbieter dazugezählt werden, können sogar 15 000 Haushalte auf diesem regionalen Kanal lokale Fernsehsendungen und vieles mehr geniessen. Der Anfang war aber nicht immer einfach, doch die Begeisterung der Familie Lehmann für lokale Sendungen war so gross, dass nichts sie entmutigen konnte.

Die Idee einer Gemeinschaftsantenne

Angefangen hat alles 1965, als Hubert Lehmann mit seiner Frau Rita an der Bahnhofstrasse in Düdingen ein Radio- und TV-Geschäft eröffnete. Damals musste noch auf jedem Dach eine eigene Fernsehantenne montiert werden. Für Hubert Lehmann war bald einmal klar, dass dies nicht die Lösung sein kann. «Mit Ausnahme der Gemeinde Schmittlen war der Empfang im ganzen Sensebezirk sehr schlecht», erinnert er sich.

Die Lösung hiess: Eine Gemeinschaftsantenne, mit der die Haushalte mittels eines unterirdischen Kabels verbunden werden. «Wir konnten eine erste Gemeinschaftsantenne auf dem Getreidesilo in Düdingen aufstellen, und zwar auf dem Fahnenmast. Dies mit dem Nachteil, dass wir die Antenne abmontieren mussten, wurde eine Fahne gehisst», sagt er mit einem Schmunzeln.

So profitierten 1981 bereits 2000 Haushalte der Gemeinden Düdingen, Böisingen und Laupen von diesem Netz, selbstverständlich mit einem grösseren Angebot an Fernsehsendern. Ein noch besseres

Angebot versprach eine neue Kopfstation in Heitwil, nämlich elf TV-Programme. Am 19. November 1981 konnte diese Regionalantenne eingeweiht werden. «Es war ein Meilenstein in der Geschichte des Kabelfernsehens. Wir konnten nicht nur mehr Sender anbieten, sondern auch regionale Fernsehsendungen und einen Servicekanal», hält er fest.

Aus der warmen Stube

Da diese Einweihung mit Pfarrer Joseph Bertschy mitten im kalten November stattfand und dazu viele Gäste, vor allem Gemeinderäte, eingeladen waren, stellte Hubert Lehmann im Kindergarten-schulhaus an der Chännelmattstrasse einige Fernseher auf. So konnten die Gäste diese Einweihung in der warmen Stube mitverfolgen. «Es war aber schönes und recht warmes Wetter», erinnert er sich.



Rita und Hubert Lehmann haben mit ihrer Familie schweizweit Pionierarbeit im Bereich Lokalfernsehen geleistet. Bild Arthur Zurkinden



Die Live-Sendung zu den Wahlen 1982, Hubert Lehmann (im Gilet) mit Moderator Charles Jungo ist mitten drin.
Bild Arthur Zurkinden

Nicht schlecht staunten die Gäste, als sich plötzlich aus Litzistorf bei Bösing Nationalrat Paul Zbinden und Ständerat Otto Piller am Bildschirm zu Wort meldeten. Und die Geladenen konnten ihnen Fragen stellen, dies dank dem Zwei-Weg-System. «Da wurde ich von den Gemeinderäten aufgemuntert, doch eine Fernsehensendung zu den Gemeinderatswahlen in Düdingen und Bösing zu machen, die drei Monate später stattfanden», sagt er weiter. Und selbstverständlich nahm er diese verrückte Idee sogleich auf und konnte auch seine Frau, seine Brüder und seinen Schwager davon überzeugen. Voraussetzung war aber auch eine Konzession des Bundes. Und diese wurde nur erteilt, wenn sechsmal pro Jahr während eines ganzen Abends gesendet, ein Fünftel der Sendung der öffentlichen Meinungsbildung gewidmet war und keine kommerzielle Werbung betrieben wurde.

Die ganze Familie hilft

«Es soll eine herzige Sendung werden. Wir haben nicht den Anspruch, dem Schweizer Fernsehen Konkurrenz zu machen. Wir sind alle Laien», sagte Hubert Lehmann im Vorfeld der ersten Fernsehensendung. Finanziell konnte sie nur durchgeführt werden, weil die ganze Familie Lehmann ohne Entgelt mithalf. Und auch die Bewilligung traf im letz-

ten Moment ein, dies dank privaten Beziehungen zum damaligen Direktor des Bundesamtes für Kommunikation, Armin Walpen. Eine spätere Konzession wurde gar von Bundesrat Leo Schlumpf persönlich unterschrieben.

Und dann kam der 14. Februar 1982, der Tag der Gemeinderatswahlen. Als Studio diente der Saal im damaligen Gemeindehaus an der Duenstrasse. Bereits ab 16 Uhr wurden stündlich Nachrichten verlesen und erste Ergebnisse der Wahlen bekannt gegeben. Dabei wurden auch Ergebnisse von umliegenden Gemeinden verkündet. «Als die Wahlhelfer die Gewählten telefonisch kontaktierten, um sie mit der guten Nachricht zu überraschen, antworteten diese meist: Ja, ich weiss, ich habe es am Fernsehen gesehen», lacht Hubert Lehmann, dessen Frau Rita als Ansagerin waltete.

Erst aus Bösing...

Aufgelockert wurde die Wahlsendung mit Live-Auftritten von lokalen Musikgruppen. Um 19 Uhr ging dann die eigentliche Wahlsendung über die Bühne, welche den Wahlen in Bösing gewidmet war. Dazu eingeladen wurden die Parteipräsidenten sowie die gewählten Gemeinderäte. Als Gesprächsleiter amtierten die Bösinger Lehrer Charles Jungo und Heribert Fasel. Klar war, dass nicht alle

Gewählten Fernseherfahrung mitbrachten. «Lass den Kelch an mir vorüberziehen», meinte ein Gemeinderat vor dem Auftritt vor der Kamera, ging aber dann «beglückt» nach Hause, nachdem alles gut gegangen war und sich seine Nervosität in Glücksmomente umgewandelt hatte.

...dann aus Düdingen

Um 20 Uhr wiederholte sich das Ganze, jetzt aber mit den Düdinger Darstellern. Moderiert wurde die Düdinger Sendung von Turn- und Sportlehrer Roman Grossrieder und Gemeindeschreiber Erich Roggo. Zu Beginn erläuterte Ammann Max Jeckelmann das neue Gemeindegesetz. Dieses sah vor, dass Gemeinden über 3000 Einwohner zwingend einen Generalrat einführen müssen. Davon waren im Sensebezirk Düdingen und Wünnewil-Flamatt betroffen. Deshalb fanden an diesem 14. Februar in Düdingen auch gleichzeitig die ersten Generalratswahlen statt, über welche Rega-TV am Montag,



Szenenbild aus der Sendung über die Gemeinderatswahlen Bösingens mit den Parteipräsidenten (v.l.): Moderator Heribert Fasel, Rolando Bevilacqua, Othmar Schmutz, Paul Käser und Josef Pittino.

Bild Arthur Zurkinden

15. Februar, ebenfalls in einer einstündigen Sendung berichtete. Auch an dieser Sendung konnten sich die Parteipräsidenten zu den Ergebnissen äussern.

Ein grosser Erfolg

Die zwei Sendungen über die Gemeinderatswahlen waren ein riesiger Erfolg. Die Freiburger Nachrichten schrieben damals: «Der Start des Regionalfernsehens in Düdingen, Bösingens und Laupen ist voll auf geglückt: Durchaus positive Reaktionen waren nach den Sendungen zu vernehmen. Geschätzt wurde vor allem die rasche Verbreitung der Informationen, aber auch die sympathische Gestaltung der Sendung fand in der Bevölkerung grossen Anklang.»

«Ja, es war ein Strassenfeger; die Strassen waren während der Sendungen fast leer», bestätigt Hubert Lehmann mit einem Lächeln. Er erinnert sich jedoch auch, dass nicht ganz alle begeistert waren, nämlich die Restaurants und der Herausgeber des «Plagöri». Dieser hatte sich jeweils bemüht, rasch an die Ergebnisse heranzukommen, um sie in seiner eigenen Druckerei zu drucken und die Informationsblätter in den Restaurants zu verteilen. Doch diesmal kamen kaum Neugierige in die Restaurants, das Fernsehen war schneller, denn auch Hubert Lehmann hatte sich persönlich bemüht, die Resultate so rasch wie möglich beim Oberamt abzuholen.

Vom Virus gepackt

Eine ganze Seite widmeten die Freiburger Nachrichten am 17. Februar 1982 der Geburtsstunde des Regionalfernsehens, dem historischen Ereignis, umrahmt mit vielen Fotos von der Sendung. Dank diesem positiven Echo war die ganze Familie Lehmann gepackt vom Virus, Fernsehsendungen zu produzieren. Bereits am 20. Juni wurde eine zweite Sendung ausgestrahlt, welche das Naturreservat Auried in Kleinbösingens und die Fronleichnamens-Prozession in Düdingen mit all den Vorbereitungen auf dieses kirchliche Ereignis vorstellte. Hubert Lehmann konnte sich damals vorstellen, vier bis sechs Sendungen pro Jahr zu produzieren. Er dachte insbesondere an Sendungen über Probleme der Gemeinden, zum Beispiel wenn ein strittiges Bauwerk ansteht, oder an die kulturellen Vereine sowie an die OS-Schulen, die selber Sendungen gestalten könnten. Letzteres erwies sich aber als zu aufwändig. Immerhin strahlte Rega-Sense im Geburtsjahr des Regionalfernsehens vier Sendungen aus, ein Jahr später waren es bereits acht.

Immer mehr dabei

In der Folge schlossen sich andere Gemeinschaftsantennen dem Kabelnetz der Firma Lehmann, respektive Rega-Sense an; als erste jene von Berg bei Schmittlen. Aber nicht alle Betreiber von Kabelnetzen machten sofort mit. Und es brauchte viel Überzeugungsarbeit und viele Verhandlungen, um das Netz von Rega-Sense auszuweiten.

Im Sense-Oberland halfen auch sogenannte Investitionshilfe-Darlehen, um die Anschlüsse zu finan-



Hubert Lehmann plaudert mit Bundesrat Koller.
Bild Archiv Familie Lehmann

zieren. Dennoch gelang es nicht, alle Sensler Gemeinden von den Vorteilen des Kabelnetzes von Rega-Sense zu überzeugen. Das Unternehmen war aber stets bemüht, der Konkurrenz einen Schritt voraus zu sein, zum Beispiel als das Netz mit Glasfasern ersetzt wurde, was eine viel bessere Bildqualität erlaubte.

Eine weitere Schweizer Premiere

Oder die Einführung des ersten Bildschirmtextes der Schweiz am 1. Mai 1985. Gerne erinnert sich Hubert Lehmann an die DRS-Mittagsnachrichten vom 25. September 1984: «Der Bundesrat hat gestern nur Rega-Sense die Bewilligung erteilt, einen Bildschirmtext zu verbreiten.» Er erklärt: «Unsere Lösung bestand darin, dass die Freiburger Nachrichten dank guter Zusammenarbeit uns per Telex bis 18 Uhr Kurzmeldungen ihrer wichtigsten Artikel der morgigen Ausgabe übermittelten. Wir tippten diese in einen Commodore 16 und sendeten dies auf unseren Servicekanal. Dieser schweizweit einzig-

artige Dienst wurde von unseren Abonnenten sehr geschätzt.»

Heute steht die Rega-Sense nicht mehr alleine da. «Die Konkurrenz ist gross», hält Hubert Lehmann heute fest. Dies vor allem von anderen Anbietern wie etwa der Swisscom. Dennoch kann er mit viel Freude auf die vierzig Jahre zurückblicken, in welchen er immer wieder mit seinem Pioniergeist aufgefallen ist und ein grossartiges Werk geschaffen hat. In seiner Bescheidenheit weist er aber sofort auf seine Familie hin; gerade im Regionalfernsehen wäre ohne sie diese Vorreiterrolle nicht möglich gewesen. «Bei einer Produktion tauchte einmal bei der Einblendung der Mitwirkenden vierzehnmal der Name Lehmann und einmal jener meines Schwagers Donat Bächler auf», unterstreicht er die Begeisterung, welche die ganze Familie für das Fernsehen gepackt hatte. «Ich hatte immer mehr Freude an einer neuen Kamera als an einem neuen Auto», fügt er bei.

Ohne Proben

Hubert Lehmann kann nicht nur mit Stolz auf seine Pionierarbeit zurückblicken, er hat auch viele schöne Erinnerungen zu erzählen. Etwa 1987, als der Kiwanis-Club eine Sammelaktion für das Behindertenheim in Tafers durchführte. 500 Mitarbeitende traten auf, das Regionalfernsehen übertrug den Anlass live. Für Proben blieb da keine Zeit, so dass viel improvisiert werden musste. 100 000 Franken kamen dabei zusammen. «Damals haben wir dies einfach gemacht, heute hätten wir die Nerven nicht mehr dazu», meint er zwanzig Jahre danach.



Ein Auftritt der Gruppe Rään bei einer Rega-Sendung 1999.
Bild Archiv Familie Lehmann

In bester Erinnerung ist ihm auch der 7. März 1999. Die Hauptsendung war der neuen Bundesverfassung gewidmet. Dazu war ein ganz besonderer Gast geladen, nämlich der damalige Bundesrat Arnold Koller. Aus Nervosität hatte das TV-Team vor der Sendung kaum etwas gegessen. Deshalb wurde das ausgedehnte Apéro danach umso mehr genossen. Mit dabei war auch Bundesrat Koller, dem es in Düdingen so gut gefiel, dass er noch lange blieb, mitfeierte und diskutierte.

3SAT-Orden für Hubert Lehmann

Für ihre Pioniertaten bekannt, war die Rega-Sense auch das erste Kabelfernsehen, das den neu geschaffenen Sender 3SAT als Premiere in der Schweiz ausstrahlte. Das war für den Intendanten des ZDF Grund genug, nach Düdingen zu kommen. Daraus



Nico und Carole Staub im Fernsehstudio von Rega-TV.
Bild Arthur Zurkinden

entstand eine Sendung, die im DRS Aktuell und im 3SAT ausgestrahlt wurden, und Hubert Lehmann wurde mit dem 3SAT-Orden ausgezeichnet. Geschätzt werden auch die Sendungen über die Auführungen der Theatergesellschaften wie zum Beispiel jene des Hintercher-Vereins oder das Freispiel der Plaffeier zu ihrem Jubiläum mit dem «Schacher Sepp» oder auch die Gartentipps. Freude hat er auch, dass während der Pandemie in jüngster Zeit die Übertragungen von Gottesdiensten auf so grossen Anklang stiessen. Dabei weist er darauf hin, dass aufgrund der sehr beschränkten Zahl von Gottesdienstteilnehmenden in der Kirche kein Kamera-Team vor Ort war. Die Kameras wurden ferngesteuert.

Eine neue Generation

2001 wurde die Rega-Sense AG aufgeteilt. Hans Lehmann, der Bruder von Hubert, hat die anspruchsvolle Abteilung Internet übernommen und dazu die Firma SenseLAN gegründet.

Die Rega-Sense AG hat Armin Lehmann, Sohn von Hubert Lehmann, 2007 übernommen, ebenso das Radio-TV-Geschäft. Und Rega-TV wird seit 2016 von Nico Staub geführt.

Und wie geht es weiter? Mehrere hundert Sendungen hat Rega-Sense auf dem eigenen Fernsehsender Rega-TV bis heute ausgestrahlt. Dazu gesellt sich der Teletext mit allerlei Informationen über Deutschfreiburg. Neu kommen auch Radiosendungen vom hauseigenen Radiosender «Radio Sense» dazu, der 2019 gegründet wurde.

Über 200 Fernseh- und ebenfalls Radio-Sender kann Rega-Sense ihren 11 000 Abonentinnen und Abonenten anbieten. Und wer den Sender Rega-TV einschaltet, der bekommt Fotos zu sehen, die von Amateurfotografen eingeschickt wurden. Sie zeigen etwa die Natur, Anlässe oder auch historische Postkarten. Und sie werden ergänzt mit Kurznachrichten in schriftlicher Form über den Kanton Freiburg.

Immer professioneller

Die Sendungen werden nach wie vor auch mit viel Freiwilligen-Arbeit durch Fachleute produziert. Professionalität ist jedoch eingekehrt. So ist Nico Staub als Produzent und Leiter fest angestellt, auch seine Frau Carole hat ein kleines Pensum. Sie ist als Moderatorin und in der Redaktion tätig. Seit ein paar Jahren überträgt Rega-TV auch Sportveranstaltungen live, so die Hockeyspiele der Bulls, Badmintonspiele NLA, Unihockeyspiele NLB Damen und Herren, Fussballspiele des SC Düdingen und die FKB Darts League. Das Schwarzsee Schwingfest sowie die NLA-Volleyspiele der Düdingerinnen werden von Rega-TV berücksichtigt, sofern die Exklusivrechte nicht vom Schweizer Fernsehen anderweitig vergeben oder selbst genutzt werden. Das Regionalfernsehen der Zukunft sieht Nico Staub positiv und als eine grosse Chance, denn regionale und lokale Inhalte sind wichtiger als je zuvor. Da können die grossen Medienhäuser nur bedingt mithalten. «Ich habe höchsten Respekt von der Pionierarbeit von Hubert Lehmann und seiner Familie. Ich schätze es sehr, sein Vertrauen zu geniessen, und bin stolz und dankbar, Rega-TV in seinem Sinne weiterführen zu dürfen», betont er.

Bretter, Buden oder Beizen – was bedeutet der Name «Tafers»?

Von François Guex, Bern

Gab es in Tafers einst viele Weinschenken oder woher stammt der Name des Bezirkshauptortes? Eine Spurensuche wirft viele Möglichkeiten in die Waagschale. Es bleibt allerdings beim Versuch, sie zu deuten.

Der Ortsname Tafers soll auf das lateinische *Tabernas* zurückgehen. Weinschenken, gleich in der Mehrzahl, hätten den Ort gekennzeichnet. Als in den Jahren um 1170 das älteste überlieferte Dokument im Zusammenhang mit Tafers geschrieben wurde, hat dort niemand mehr lateinisch gesprochen. Als Schriftsprache der Verwaltung war das Latein aber weiterhin in Gebrauch.

Henricus de Voia schenkt dem Kloster Haucrêt bei Palézieux ein Grundstück *de Tamnis*. Eine Gruppe angesehener Männer bezeugt dieses Rechtsgeschäft, unter andern der Pfarrer *Hugo de Friborc*, dann *Huldricus sacerdos de Tabernis* sowie, als erstgenannter unter den weltlichen Vornehmen, *Huldricus de Montemaccon*. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass die ersten Bearbeiter dieser Urkunde den Priester Ulrich de *Tabernis* im Umkreis des Ulrich von Maggenberg und des Stadtpfarrers von Freiburg suchten und in Tafers fanden. Auch die Namen der übrigen Beteiligten können in die Gegend zwischen Saane und Aare weisen.

Wann standen die Beizen?

Die Sprachwissenschaft hat zu erklären, aus welcher Wurzel sich der Name Tafers entwickeln konnte. Kommt sie zum gleichen Schluss wie der vor bald 850 Jahren um schönes Latein beflissene Schreiber? Falls denn dessen Herleitung zutreffen könnte, bleibt weiter zu fragen, wann hier *Tabernas* aufgestellt worden sind.

Die älteste volkssprachliche Form des Namens ist in der Liste der Pfarreien des Bistums Lausanne von 1228 aufgezeichnet: *Tavels*. Für die Herkunft des Namens gibt es zwei Erklärungen. Die eine Deutung lehnt *Tabernas* ab und führt den Namen auf ein spätlateinisches *tabellu* zurück: kleines Brett. Davon *tavel* und in der Mehrzahl *tavels*.

Oder doch nicht Tabernas?

Eine Spezialistin ist der Meinung, dass die welsche Form *Tavels* von 1228 aus einem frühen deutschen *Tawers* übernommen worden sei, und dieses aus spätlateinischem *Tavernas*. Vertreter von *tabellu* halten dem entgegen, dass der auch bei Orbe und Montreux in der Waadt bezeugte Name *Tavellis* dort fern von jedem Einfluss des Deutschen



entstanden sei. Der Weg könne somit nicht über *Tabernas* gehen.

Und trotzdem: vor fast tausend Jahren, nämlich 1029, hat ein Schreiber in einem erhaltenen Original den Ort Orbe als *Villa Tabernis* bezeichnet, während einer seiner Kollegen etwas früher – aber das ist bloss in Kopie überliefert – von der *Villa Tavellis* schreibt. Heisst das, dass *Tavellis* in der Bedeutung von «Taverne» verstanden wurde, auch wenn das Wort von *tabellu* abzuleiten wäre? Dass also «kleine Bretter» gleich auch zur Bedeutung Wirtshausschilder und Wirtshäuser führen müsse? Oder bezeichnen die beiden Namensformen je einen anderen Ortsteil, wie der Eintrag für Orbe im Historischen Lexikon der Schweiz angibt?

Zeugnisse der Römer

Schauen wir mit etwas Fantasie, aber gestützt auf die Fakten, was die Archäologie dazu beitragen kann. Zur Römerzeit liegt die Gegend von Tafers in den Augen des reichen Gutsherrn der weitläufigen *villa rustica* von Bösinggen weitab in einem halbwildem Oberland. Doch die Familie des Martilius, deren Gehöft dem Ort Mertenlach (deutsch für Marly) den Namen gegeben hat, lebt ganz gut in dieser Randlage: Wohnräume mit Wandmalerei, hauseigene Wellness-Oase. Die von ihr abhängigen Bauern nutzen auch das Hinterland; ihre Ziegen tummeln sich beim heutigen Giffers (von lateinisch *caprilia*).

Gemauerte und mit Ziegeln gedeckte Bauten sind ausser auf der Bruchmatta bei Tafers an einigen Stellen um Alterswil und Rechthalten nachgewiesen. Auf Berner Boden, ennet der Sense, finden sich ebenfalls solche Zeugnisse aus der Römerzeit. Kurzum: wir sind in einer Randlage, aber nicht im Urwald.

Es folgen unsichere Zeiten. Unter wechselnder Oberhoheit sich dauernd bekriegender Chiefs meistern die Menschen ihren Alltag. Auskunft über diese Zeit geben am ehesten die ergrabenen Gräberfelder. Noch bevor Friedhöfe ausschliesslich den Pfarrkirchen zugeordnet waren, hatte jedes Gehöft sein eigenes Gräberfeld. Das gilt auch für die nähere Umgebung der Kirche Tafers, beidseits des Galterenbachs.

Vereinzelt Personen sind Trachtbestandteile ins Grab mitgegeben worden, oft Gürtel mit einer wertvollen Gürtelschnalle. Manche sind aus Bronze mit einem feinen Überzug aus Zinn, andere aus Eisen mit Verzierungen aus Silber und Messing. Sie sind geschmückt mit heidnischen und christlichen Motiven.

Ihre Trägerinnen und Träger haben sich damit unter den Schutz überirdischer Mächte gestellt, der altvertrauten und der neu verkündeten. Besonders auffällig ist die Schnalle aus einem Grab nahe der Schwandholzstrasse bei St. Ursen. Sie trägt das Bild des Propheten Daniel in der Löwengrube. Das lässt sich als stummes Gebet verstehen: Herr, hol mich hier heraus wie du auch deinen Propheten Daniel gerettet hast.

Zumindest die Angehörigen der Oberschicht, die sich solche Gürtelgarnituren leisten konnten, waren also wohl getaufte Christen. Das stellt die Frage nach der kirchlichen Organisation. Nahm man an hohen Feiertagen den Weg nach Belfaux, Gurmels oder gar in die alte Hauptstadt Aventicum (Avenches) unter die Füsse? Und was liess sich für das Seelenheil der verstorbenen Angehörigen auf der Schürmatt, der Bruchmatt oder auch bei *Tavellis* tun?

Erste Kirche ist nach 650 entstanden

Man darf vermuten, ein reicher Grundherr habe irgendwann nach 650 die erste Martinskirche von Tafers bauen lassen. Das kann in einem zu seinem Gehöft gehörenden Gräberfeld geschehen sein, oder aber die neue Kirche hat fortan Bestattungen an sich gezogen. Denn näher bei der Kirche heisst näher bei einem Altar und dem Segen, der davon ausgeht.

Indem sie Martin von Tours zu ihrem Beschützer wählt, zeigt oder sucht die Gründerfamilie eine gewisse Nähe zur fränkischen Oberhoheit. Das macht sich gut in jener Zeit. Aus den Funden der näheren Umgebung lässt sich indes keine persönliche Beziehung einer Taferser Sippe zu den Machthabern ablesen.

Eindeutig ist hingegen ihre Zugehörigkeit zu der alteingesessenen romanischen Bevölkerung. Gleichartige Funde sind in der gesamten Westschweiz bis an die Aare anzutreffen. Besonders reich ausgestattet waren die Verstorbenen in einem Gräberfeld bei Elisried (Wahlern/Schwarzenburg).

Mit gutem Grund darf man also, wie schon zur Römerzeit, eine Verbindung aus unserer Gegend ins Gürbetal und in die Gegend von Thun annehmen. Doch das war keine überregionale Hauptachse. Mit Durchgangsverkehr lässt sich ein Wirtshaus im heutigen Tafers nicht erklären.

Auch bezeichnet *taberna* eher die Buvette und nicht das Gasthaus mit Stallung und Lagerhaus für Handelsware. Allgemein sind *tabernae* Bauten aus Holz, auch Verkaufsläden oder Werkstätten. Solche Werkstätten, oft auch im Bereich abgegangener römischer Steinbauten, sind im Freiburgischen für



Die heutige Taverna prägt das Ortsbild von Tafers. Bilder Imelda Ruffieux

das Frühmittelalter mehrfach nachgewiesen. Falls *Tabernas* stimmt, darf man den Namen als «bei den Werkstätten» verstehen, vergleichbar den nicht seltenen *Chavannes* im Welschland, die auch auf ein altes Wort – *capannas* – für einfache Bauten zurück gehen.

Als die Alemannen kamen

Im Verlauf des 8. und 9. Jahrhunderts – das ist etwa die Zeit von Karl dem Grossen – sind alemannische Siedler eingewandert. Sie haben sich zunächst im brachliegenden Land niedergelassen. Dann haben sie den Wald weiter zurückgedrängt. Die zahlreichen Weiler mit Namen auf -wil gehen auf sie zurück.

Nichts lässt auf besondere Konflikte mit den eingesessenen Romanen schliessen. Auch keine alten Sagen geben ein Echo davon. Gerade ein Ortsname wie Wahlern (Schwarzenburg), «Ort mit vielen Welschen», weist eher auf ein Nebeneinander hin. Die Zuzüger haben auch Ort und Namen von Tafers, sei es nun *Tavellis* oder *Tavernas*, respektiert und ihrer Sprache angeglichen. Von den alten Flurnamen ist Lamprat geblieben. Das *lõngu prātu* ist nicht zur «Lengimatta» geworden.

Sieben andere Erklärungen

Zum Schluss ein Blick in die Provence, wo sich das Latein ohne wesentliche fremde Einmischung weiter entwickeln konnte. Der Name der für ihren Rosé bekannten Weinbaugemeinde Tavel sei erstmals 1294 als *Villa de Tavellis* erwähnt. Als Worterklärung würden sieben Möglichkeiten diskutiert. *Tabernas* ist nicht dabei. Der Name bleibt eine Knacknuss – auch für unser Tafers.

«Wir geben dem Moment Dauer»

Der Fotoklub Sense vereint vierzig begeisterte Amateurfotografinnen und -fotografen aus dem Sensebezirk, dem Seeland und dem angrenzenden Bernbiet. Er wurde 1982 gegründet und hat seinen Sitz in Schmitten, wo die Gemeinde dem Verein ein Klublokal zur Verfügung stellt. Mindestens einmal pro Monat treffen sich die Mitglieder, um einerseits zusammen zu fotografieren. Aber auch, um sich über neue technische Entwicklungen auszutauschen, zum Beispiel über die Möglichkeiten der digitalen Bildbearbeitung – und natürlich kommt auch die Pflege der Kameradschaft nicht zu kurz.

Der Fotoklub Sense nimmt mit Erfolg an verschiedenen Fotowettbewerben teil. Seit Jahren zum Beispiel an der «Photo Münsingen», wo sich die Fotoamateur-Szene aus der Schweiz und dem nahen Ausland trifft und Bilder zu einem vorgegebenen Thema einreicht. Beim jährlichen Klubwettbewerb lassen sich die Mitglieder ihre Bilder auch klub-

intern jurieren – einmal gibt der Vorstand ein Jahresthema vor, im Jahr darauf können die Fotografinnen und Fotografen ihrer Kreativität freien Lauf lassen. So sind im Laufe der vierzig Jahre viele wunderbare Bilder zusammengekommen. Bestens dazu passt der Leitgedanke des Klubs «Wir geben dem Moment Dauer». Das gilt auch für die Sensler Fototage, die der Fotoklub Sense normalerweise alle fünf Jahre veranstaltet. Wegen der Coronapandemie musste die Ausstellung 2022 verschoben werden. Die nächsten Sensler Fototage in Schmitten sind vom 24. bis 26. Februar 2023 geplant.

Auf Einladung des Volkskalenders zeigt der Fotoklub Sense auf den nachfolgenden Seiten eine kleine Auswahl seines grossen kreativen Schaffens.

Weitere Informationen

- www.fotoklubsense.ch
- www.senslerfototage.ch

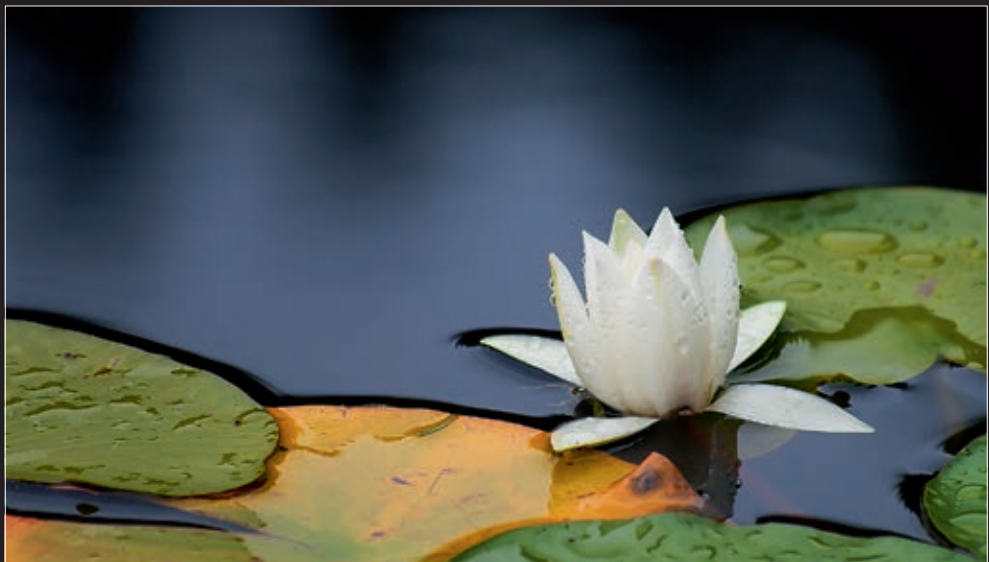


Frau am Fenster. Bild Josef Crottet, Düringen, Jahreswettbewerb 2015



Libelle

Bild René Renz, Corminboeuf, Jahreswettbewerb 2015



Seerose

Bild Urs Egger, Plaffeien, Jahreswettbewerb 2015



Island

Bild Roger Künzli, Jahreswettbewerb 2015



Gewitter am Schwyberg

Bild Josef Crottet, Düdingen, 2016



Farbtraum

Bild Patrik Pellegrini, Murten, Jahreswettbewerb 2016



Brooklyn Bridge

Bild Urs Waefler, Tafers, Jahreswettbewerb 2015



Lines

Bild Patrik Pellegrini, Murten, Jahreswettbewerb 2016



Dettifoss

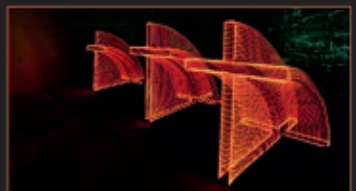
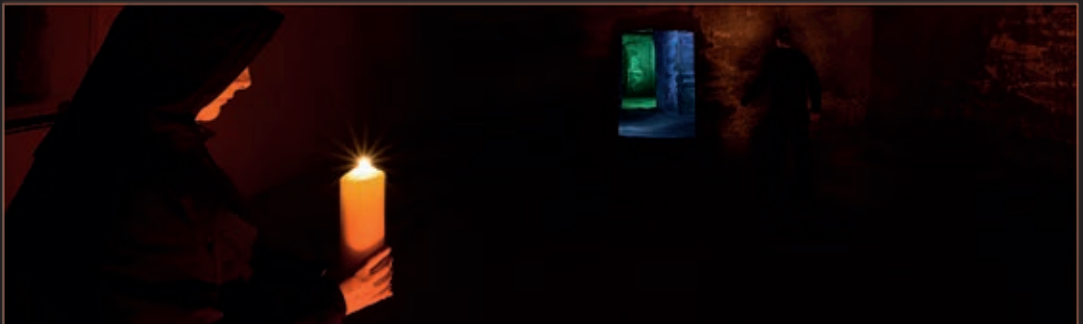
Bild Roger Künzli, Jahreswettbewerb 2015

Projekttitle: Lights in the dark

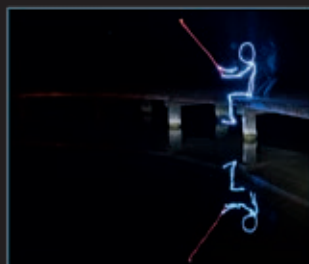
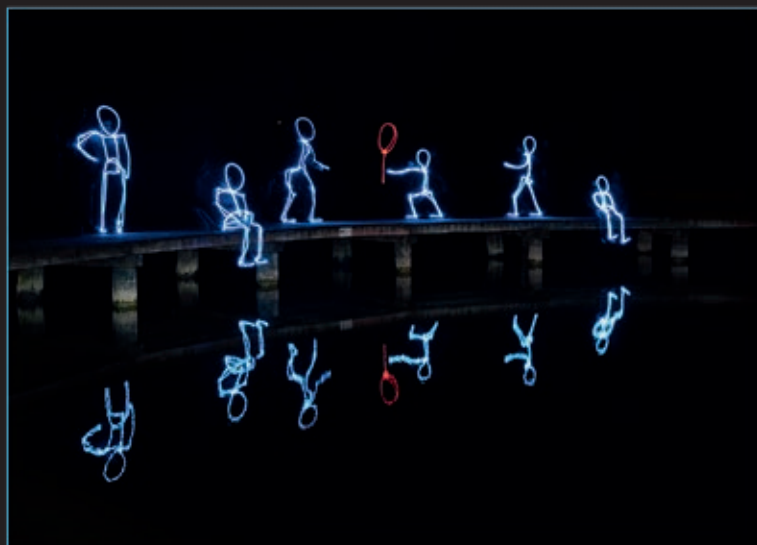
Bild Gemeinschaftsprojekt Fotoklub Sense, entstanden 2016



Brücke



Einsiedelei



LED-Malerei



Stahlwolle

Von der Hochblüte zum Beizensterben

Von Christophe Zürcher,
Murten

In Kerzers hat der Restaurantbesuch Tradition: Quellen aus dem Spätmittelalter belegen, dass Einheimische und Reisende bereits 1479 ihren Durst in Kerzerner Wirtschaftshäusern stillten. Bis ins 21. Jahrhundert hinein war der Ort im Grossen Moos fruchtbarer Boden für Generationen von Wirten. In den letzten Jahren endete nun aber die Erfolgsgeschichte gleich mehrerer traditionsreicher Lokale. Leidet Kerzers unter einem besonders ausgeprägten Beizensterben?

«Wir haben es so richtig vermisst!» – Mit wachen Augen und einem Lächeln im Gesicht sitzt Käthi Hürlimann an ihrem hölzernen Stubentisch. Es ist Anfang Mai, seit zwei Wochen dürfen die Schweizer Restaurants auf ihren Terrassen wieder Gäste empfangen. Auch Hürlimann und ihr Ehemann haben die wiedergewonnene Freiheit bereits genutzt und auf verschiedenen Kerzerner Restaurant-Terrassen gespeist. Der Restaurantbesuch habe ihnen gefehlt, schliesslich würden sie in der Regel mindestens einmal pro Woche auswärts essen, berichtet die 73-Jährige. Gerade der soziale Aspekt sei nicht zu unterschätzen: «Wenn man in die Wirtschaft geht, trifft man Leute, die man sonst nicht regelmässig sieht.» Da solche Treffen während der Pandemie vermieden werden mussten, bewies man im Hause Hürlimann Flexibilität, um zumindest den kulinarischen Teil des Beizengangs geniessen zu können: «Wir haben uns während der coronabedingten Schliessung der Restaurants öfter mal ein Take-Away-Essen gegönnt.» So sei man in den Genuss der Thai-Gerichte aus dem «Hotel Hippel Krone» oder eines währschaften Cordon Bleus mit Pommes-Frites aus dem «Hotel Restaurant Jura» gekommen. Mit ihren Take-Away-Angeboten konnten die Wirte zumindest einen gewissen Teil ihres normalen Umsatzes erwirtschaften. Dennoch ist es klar, dass die Restaurantschliessungen die Gastro-Branche hart trafen. Auch in Kerzers war die Situation nicht einfach: Käthi Hürlimann weiss von phasenweise verzweifelten Wirten zu berichten, deren Geschäft unter den massiv erschweren Bedingungen und der Unsicherheit zu leiden

hatte. Hürlimann, welche von 1996 bis 2006 als Kerzerner Gemeindepräsidentin amtierte, ist im Ort immer noch gut vernetzt und regelmässig in den verschiedenen Restaurants zu Gast. «Wobei wir nicht mehr so viel Auswahl haben wie auch schon», merkt sie an und kommt damit auf eine von ihr mit Sorge beobachtete Entwicklung zu sprechen: In den letzten zehn Jahren habe in Kerzers ein wahres Beizensterben Einzug gehalten. «Fast wie ein Unglück», meint Käthi Hürlimann und sucht nach den passenden Worten. Innert weniger Jahre, praktisch auf einen Schlag, hätten mit dem «Bären», dem «Löwen» und der «Märlipinte» die drei ältesten Kerzerner Beizen (siehe Kasten) ihre Türen schliessen müssen. Ende 2012 erwischte es den



Käthi Hürlimann weiss Vieles über die Veränderungen in der Kerzerner Beizenlandschaft zu berichten.

Bild zvg



Der seit Sommer 2017 leerstehende «Bären»: Ab 2023 sollen im denkmalgeschützten Gebäude neun Wohnungen entstehen. Bild Christophe Zürcher

«Löwen», bevor im Sommer 2017 sowohl im «Bären» als auch in der «Märlipinte» Lichterlöschen angesagt war.

Viel Verantwortung und Präsenzzeit

Nach den Gründen für diese Entwicklung gefragt, kommt Hürlimann rasch auf das Thema der fehlenden Nachfolge zu sprechen. Auch der Fall des «Bären» zeige dies: Ambros Notz, der Sohn des langjährigen «Bären»-Wirts Ruedi Notz, entschied sich gegen den Verbleib in Kerzers und wirtete stattdessen während zwölf Jahren im «Bädli» an der Murtner Ryf. Mittlerweile ist er bei der Schweizer Armee tätig. Während Ambros in zehnter Generation die Notz'sche Wirtstradition zumindest während einiger Jahre aufrechterhielt, entschieden sich andere potenzielle Nachfolgerinnen und Nachfolger bereits früh gegen eine Karriere in der Gastro-Branche. Die langen Arbeitstage und die grosse Verantwortung für den Betrieb sorgen dafür, dass berufliche Alternativen attraktiver wirken. Auch das älteste Tea-Room von Kerzers – um 1900 als erstes alkoholfreies Restaurant des Orts gegründet – musste aus diesem Grund Ende Dezember letzten Jahres schliessen: Die beiden Töch-

ter des Wirtspaares, im zuletzt als «Burestübli» bekannten Lokal, wollten den Betrieb nicht weiterführen, erklärt Hürlimann. Bei der Suche nach Gründen für das Beizensterben sollte aber nicht nur die Anbieterseite in den Personen der Wirtsfamilien im Fokus stehen. Nicht weniger wichtig ist die Nachfrageseite. Hier kann man festhalten, dass sich das Essverhalten der Kerzser Bevölkerung in den vergangenen drei Jahrzehnten stark verändert hat – ganz im nationalen Trend: «1968, als ich anfang, gab es beispielsweise noch keine einzige Pizzeria in Kerzers», sagt Ruedi Notz, während fast einem halben Jahrhundert Wirt im «Bären». 2017 hingegen, als das Lokal schliesslich schloss, sei man das einzige Restaurant gewesen, das keine Pizza anbot. Auch das Ausgehverhalten unterscheidet sich heute stark von demjenigen, das man bis in die 90er-Jahre hinein beobachten konnte: Bis dahin wurden kirchliche und private Feier- und Festtage oft mit einem Restaurantbesuch verbunden, wobei sich grosse Gruppen von Verwandten und Bekannten in der Beiz versammelten. Gelegenheiten dazu gab es oft: Geburten, runde Geburtstage, Konfirmationen, Hochzeiten, Muttertage, Leichenmahle und Osterfeiern sind bloss

einige Beispiele. Einen genauen zeitlichen Kippunkt kann Käthi Hürlimann nicht festmachen. Sie habe aber gegen Ende ihrer Amtszeit als Gemeindepräsidentin festgestellt, dass die Leute für Geburtstagsfeiern oder Ähnliches zunehmend lieber stehend einen Apéro im relativ neuen «Chutzehüttli» oder in der FC-Buvette einnahmen, als stundenlang sitzend in einem Restaurant zu verweilen. Auch in ihrem Stammverein, dem sie seit mehr als fünfzig Jahren angehört, dem Gemisch-

ten Chor Muntelier, sei das heutzutage ähnlich, erzählt Hürlimann: «Nach einer Probe bleibt heute nur noch der harte Kern von sieben bis acht Leuten im Vereinslokal und trinkt da noch was Kleines.»

«Bären», «Löwen» und «Pinte» – mehr als 350 Jahre Kerzerner Wirtshausgeschichte

Der 2020 verstorbene Kunsthistoriker Hermann Schöpfer berichtet, dass ein Wirt in Kerzers 1479 zugleich als Friedensrichter amtierte. Damit hatte Kerzers eines der ältesten Wirtrechte im Kanton. «Bären» und «Löwen» gab es in Kerzers seit dem Jahr 1657. Sogar noch etwas älter sei die «Pinte». Dies schreibt der frühere Kerzerner Pfarrer Franz Vollenweider. Besonders war die Lage der drei Wirtshäuser, schliesslich befanden sie sich alle an einer Durchgangsstrasse von europäischer Bedeutung: Reisende verkehrten darauf bereits zu Zeiten der Römer, noch stärker dann im Mittelalter von Deutschland nach Italien und Frankreich. Fuhrleute wählten damals oft die Route über Kerzers, um Zollzahlungen in Murten zu vermeiden. 1736 brannte der Gasthof zum Löwen ab. Der zwei Jahre dauernde Neuaufbau stand noch unter der Ägide von Johann Jacob Chaillet. Nur acht Jahre später verkaufte die Familie Chaillet den «Löwen» und den benachbarten «Bären» – heute an der Burgstatt 9 und 8 gelegen – aber an Salomon Notz, welcher aus dem süddeutschen Ilttelsburg stammte. Im Laufe der Jahrhunderte entwickelten sich die Notz' zur dominierenden Wirtedynastie in Kerzers: Nebst «Bären» und «Löwen» waren auch das Restaurant «Bahnhof» und die «Krone» (heute «Hippel Krone»), beide 1876 erbaut, zumindest zeitweise in Notz'schem Besitz. Im «Hippel» lebt heute der Name Notz weiter, es wird von Reto Notz in der zweiten Generation dieses Familienzweigs betrieben. cz

Der «einmalige Stammtisch» im «Bären»

Zur Zeit, als Käthi Hürlimann in Kerzers als Gemeindepräsidentin amtierte, waren die Lokalpolitiker noch deutlich häufiger in den örtlichen Restaurants anzutreffen als heute. Dazu kamen die Mitglieder, der zu den besten Zeiten an die siebzig Vereine. Wenig erstaunlich vor dem Hintergrund eines massiven Mitgliederchwunds in den meisten Vereinen hierzulande in den letzten Jahren, dass auch dies weniger wurde. Als Gemeindepräsidentin war Hürlimann damals natürlich verpflichtet, beim Umtrunk nach den Sitzungen mit dem Gremium in sämtlichen Kerzerner Restaurants abwechslungsweise einzukehren. Privat hatte sie aber im «Bären» ihre klare Stammbeiz gefunden. Bei der Frage, warum sie besonders gerne in diesem Lokal verkehrte, kommt Hürlimann ins Schwärmen: «Im «Bären» hatte es eine besondere «Gastig», einfach eine gute, lockere Mischung!» Besonders der «einmalige Stammtisch» am Freitagabend sei ihr in sehr guter Erinnerung. «Das war der Vereinsabend, damals hatte ich drei Serviertöchter nur für die Vereine», erklärt Ruedi Notz. Das sei noch ein ganz besonderer Zusammenhalt gewesen, Vereine und Restaurants hätten sich gegenseitig unterstützt. Für Käthi Hürlimann hat im «Bären» nicht nur die Mischung der Gäste gepasst, auch der Themenmix habe sie angesprochen: «Politik war ein Thema, dann natürlich Fussball und Sport allgemein und dazu sprach man über Gott und die Welt.» Im «Jura» dagegen habe sich der Stammtisch eher auf den Sport und das Fischen fokussiert, fügt Hürlimann schmunzelnd an. Das «Jura» blieb also weitgehend ohne politische Färbung, anders als die übrigen Restaurants im Ort. Teilweise sei nämlich die Wahl der Stammbeiz auch von der Parteizugehörigkeit abhängig gewesen, weiss Hürlimann zu berichten: «Im «Löwen» und im «Hippel» waren vor allem CVP-ler anzutreffen, im «Bären» FDP-ler und die SP-ler haben ihre Heimat später im Kulturkeller «Gerbestock» gefunden.» Nur die Anhänger der SVP hätten kein eindeutiges Stammlokal gehabt. Die Grenzen seien dabei aber nicht allzu strikt gewesen, die Leute hätten sich in den Wirtshäusern auch ungeachtet ihrer politischen Couleur gemischt. Die «Gastig» im «Bären» habe vielleicht deshalb eine so spannende Mischung dargestellt, weil die FDP lange die dominante und



Die imposante Frontseite des «Löwen» misst 40 Meter mal 12,5 Meter. Bild von 1952 aus Franz Vollenweider, S. 218

somit auch mitgliederstärkste Partei in Kerzers war, meint Hürlimann. Auch hätten die Wirtsleute, Annelies und Ruedi Notz, als Ortsansässige viele Leute gekannt und diese seien als Freunde der Gastgeber gerne in die Beiz gekommen. «Wir waren im «Bären» immer unter Freunden», bestätigt auch Ruedi Notz, welcher im Lokal von 1969 bis 2017 wirtete. Manche Stammgäste seien wöchentlich aus Zürich, Chur oder der Romandie angereist, einige würden ihn noch heute besuchen. Käthi Hürlimann hebt währenddessen den besonderen Stellenwert der Musik im «Bären» der 50er- und 60er-Jahre hervor: Damals hätten sich nämlich Männer- und Frauenchor mit der Dorfmusik und dem Turnverein zusammengetan, um im Saal im ersten Stock regelmässig Operetten aufzuführen. «Eine absolute Hochblüte für dieses Lokal!», erzählt Hürlimann begeistert.

Züge von fern und Spargeln aus der Nähe

Obwohl die Wirtschaften in Kerzers bereits im Mittelalter ihren Ursprung haben, kann ein aus heutiger Sicht entscheidender Schub fürs Gastgewerbe im frühen 20. Jahrhundert festgestellt werden. In diesen Jahren kamen zwei Faktoren zusammen, welche den Kerzerser Beizen künftig zuverlässig Kundschaft in die Säle spülen sollten:

Erstens war der Ort nun nicht mehr nur strassentechnisch interessant gelegen, ab 1901 kam auch das europaweit einzige normalspurige Schienenkreuz hinzu. In Kerzers kreuzen sich seit damals und bis heute die Linie Bern–Neuenburg und die bereits 1876 in Betrieb genommene Broyetal-Linie Lyss–Payerne. Diese verkehrstechnische Besonderheit brachte zahlreiche Reisende nach Kerzers. Und diese Besucherinnen und Besucher durften sich auf eine neue Spezialität freuen, welche Kerzers und die umliegenden Dörfer bald auf die Karte sämtlicher Schweizer Gourmets setzte: den Seeländer Spargel. Das gesunde und schmackhafte Gewächs wurde 1900 erstmals in Kerzers angepflanzt. Einen richtigen Boom erlebte der Seeländer Spargel aber nach Ende des Zweiten Weltkriegs, lanciert vom damaligen «Jura»-Wirt. Käthi Hürlimann betont, wie wichtig die von Mitte April bis Ende Juni dauernde Spargelsaison in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für die Kerzerser Restaurants war: «Kerzers war eine Spargelhochburg und die Spargelsaison zeigte sich auch auf den Speisekarten von «Jura», «Bären» und «Löwen» sowie sämtlicher übriger Beizen im Ort.» Nach einer ersten Welle sei der Spargel in Kerzers zwar zeitweilig verschwunden, bevor er in den 60er- und 70er-Jahren erneut populär wurde. Damals habe man zuerst



Die Mauern des «Bären» atmen 360 Jahre Kerzserer Restaurant-Geschichte. Bild Christophe Zürcher

Ware aus dem südfranzösischen Cavaillon importiert, bevor man wieder einheimischen Spargel angepflanzt habe, erklärt Käthi Hürlimann. Auf die Spargelsaison folgte in den Kerzserer Beizen jeweils ein vergleichsweise ruhiger Sommer mit weniger Betrieb. Viele Wirtschaften schlossen den Betrieb für einige Wochen. Dafür trumpften «Jura», «Bären» und «Hippel» jeweils im Herbst wieder gross auf, wenn die Wildsaison anstand. Die Wirte der beiden erstgenannten Restaurants begaben sich dafür jeweils gleich selbst auf die Pirsch. Heutzutage jagt Ruedi Notz nicht mehr für seine Restaurantgäste, sondern nur noch für sich und seine privaten Wildessen. Seit mittlerweile vier Jahren ist der 72-jährige frühere «Bären»-Wirt nun in Pension. Er wohnt in der Gerbegasse, nur wenige Meter von seinem früheren Restaurant entfernt. Der imposante Bau gehört mittlerweile einem Berner Architekturbüro, welches frühestens ab 2023 mit dem Bau von neun Wohnungen im denkmalgeschützten Gebäude beginnen will. Täglich das grosse, leere Gebäude vor Augen, hat Ruedi Notz gelernt, sich abzugrenzen: «Das ist mir jetzt Wurst – es ist zwar traurig zu sehen, aber was soll ich machen?» Und auch mit den verbleibenden Restaurants scheint sich der langjährige Koch und Wirt anfreunden zu können: «Im «Hippel» ist jetzt der Thai – der ist aber noch gut, muss ich sagen.» Wenn das Lokal nicht coronabedingt geschlossen ist, sei er dort öfters zu Gast.

Quellen

- Schöpfer, Hermann: Die Kunstdenkmäler des Kantons Freiburg. Band V. Der Seebezirk II. Wiese Verlag. Basel. 2000. S. 394ff.
- Schwab, Gottlieb: Kerzers um 1900. Erinnerungen an das Dorfleben um die Jahrhundertwende. Aus der im Anzeiger von Kerzers erschienenen Artikelserie «Einst und Jetzt» zusammengestellt. Kerzers. 1972. S. 133.
- Vollenweider, Franz: Kerzers. Die Geschichte einer Dorfgemeinde. Verlag Buchdruckerei E. Sprich. Kerzers. 1951. S. 210ff.

Eine Brücke zwischen Wissenschaft und Gesellschaft

Von Prof. Gregor Kozlowski,
Direktor des Botanischen
Gartens der Universität
Freiburg, Schweiz

Der Botanische Garten der Universität Freiburg erfährt seit einigen Jahren eine grundlegende Erneuerung. Diese Neugestaltung folgt den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen, gibt dem Garten eine neue interne Struktur und verändert sein äusseres Aussehen. Die parkähnliche Anlage ist damit mehr denn je ein Ort des Dialogs zwischen Wissenschaft und Bevölkerung.

«Der Botanische Garten ist ein schönes Beispiel für die Verbindungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Dieses Juwel mitten in der Stadt Freiburg erlaubt es einer breiten Öffentlichkeit, mehr über die Schätze der Natur zu erfahren, die Geheimnisse der Pflanzen sowie deren Herkunft kennenzulernen und mitunter einfach in einem angenehmen und inspirierenden Umfeld auszuspannen.» Dies betonte Astrid Epiney, Rektorin der Universität Freiburg, bei einer Ansprache vom 27. Oktober 2018 im Botanischen Garten.

Der Garten in Kürze

Der 1937 gegründete Botanische Garten der Universität Freiburg diente zunächst der Ausbildung der Studierenden in Medizin und Pharmazie. Ab 1948 wurde der herrliche 1,8 Hektar grosse Park öffentlich zugänglich gemacht. Im Laufe der Zeit hat er sich zu einem echten Freilichtmuseum entwickelt. Heute umfassen die Sammlungen über 5000 in thematische Abteilungen gegliederte Pflanzenarten (zum Beispiel Heilpflanzen, Alpinum, Geophyten) sowie ein Arboretum (Gehölzesammlung) und drei Schauhäuser, die besichtigt werden können. Zusätzlich wurde zwischen 2013 und 2016 das sogenannte *System* im Herzen des Gartens von Grund auf erneuert.

Dieser Bereich präsentiert die verschiedenen Pflanzenfamilien nach den neusten Erkenntnissen der Molekulargenetik. Es ist die grösste systematische Sammlung der Schweiz mit über 1100 Pflanzenarten aus 140 Familien – dies entspricht einem Drittel aller Pflanzenfamilien auf der Erde. Heute ist der auf dem Universitätscampus Pérolles gelegene Botanische Garten eine Naturoase inmitten eines dicht bebauten Quartiers. Der täglich geöffnete und kostenlos zugängliche Garten erfreut sich grosser Beliebtheit: Rund 200 000 Personen besuchen ihn jedes Jahr. Es werden öffentliche Veranstaltungen (Ausstellungen, Vorträge, Workshops, Führungen) angeboten, Lehrveranstaltungen an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen und



Eine grüne Oase mitten in der Stadt Freiburg. Bild Guillaume Murat

Medizinischen Fakultät abgehalten und Artenschutz- und Forschungsprojekte in der ganzen Welt durchgeführt. Der Botanische Garten ist stolz auf seine zweisprachige Identität und bietet seine Aktivitäten und Publikationen auf Französisch und Deutsch an.

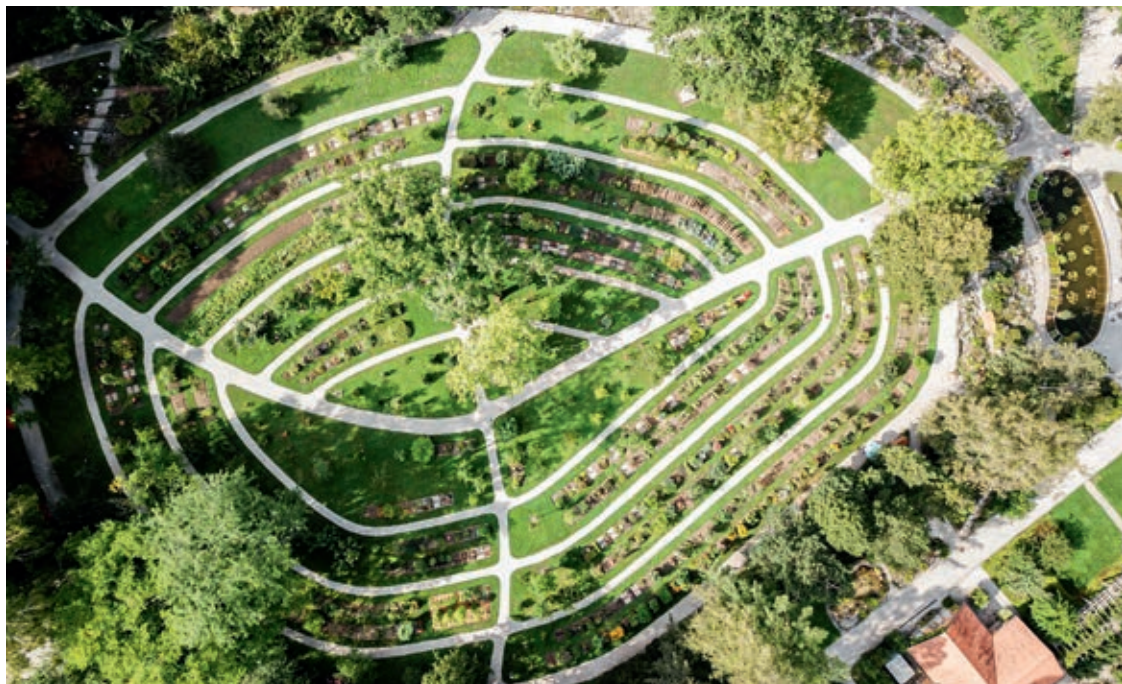
Das Betriebsbudget wird hauptsächlich von der Universität Freiburg getragen und durch Beiträge der Stadt Freiburg und des Vereins der Freunde des Botanischen Gartens sowie durch die selbst erwirtschafteten Einkünfte ergänzt. Sponsoren und Stiftungen unterstützen seine Entwicklung, besonders im Bereich Forschung und Artenschutz. Der Garten beschäftigt fünfzehn Mitarbeitende, darunter elf Gärtnerinnen und Gärtner sowie eine Forschungsgruppe, die aus drei bis vier Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie Master-Studierenden besteht.

Ein Institut mit fünf Missionen

Seit dem 1. Januar 2021 ist der Botanische Garten der Universität Freiburg offiziell ein Institut. Der neue Garten besitzt drei administrative und thematische Abteilungen: den Bereich Wissenschaft, den Bereich Technik und den Bereich Öffentlichkeitsarbeit. Das Motto des Gartens lautet: «Forschen, lehren, präsentieren, aufklären, schützen und austauschen über die Pflanzen und ihre Vielfalt: eine Investition in unsere Zukunft.»

Folgende fünf Missionen werden in der Strategie des Gartens grossgeschrieben:

1. **Forschung und Lehre:**
Lehre und Forschung am Departement Biologie und an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen und Medizinischen Fakultät der Universität Freiburg.
2. **Erhaltung und Verwaltung der Sammlungen:**
Präsentation, Pflege und Ausbau der Pflanzensammlungen in den verschiedenen Themenbereichen in einem attraktiven Umfeld, um ein breites Publikum zu erreichen.
3. **Vulgarisierung und Wissensvermittlung:**
Verbreitung und Kommunikation der Erkenntnisse über Pflanzen und ihre Bedeutung für das Leben auf der Erde. Stärkung der Verbindung zwischen Mensch und Natur.
4. **Erhalt der pflanzlichen Vielfalt:**
Aktiver Schutz und Erhalt der Artenvielfalt und Förderung aller diesbezüglichen Bemühungen auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene.
5. **Der Garten als Ort des Austauschs mit der Gesellschaft:**
Entwicklung der Infrastruktur und Förderung der Rolle des Botanischen Gartens der Universität Freiburg als Ort des Dialogs zwischen Wissenschaft und der Gesellschaft.



Das sogenannte «System» liegt im Herzen des Gartens. Bild Jonas Frei



Frühlingsmarkt: Jedes Jahr besuchen rund 200 000 Personen den Botanischen Garten. Bild Botanischer Garten

Ein Garten erforscht und schützt die Pflanzenwelt

Der Garten in Freiburg gehört zu den vier universitären Botanischen Gärten der Schweiz und besitzt eine eigene Forschungsgruppe, die verschiedene Aspekte der Naturschutzbiologie und der Biogeographie gefährdeter und endemischer Pflanzenarten sowie von Reliktpflanzen untersucht. Eine endemische Art kommt nur in einem sehr kleinen Verbreitungsgebiet vor, zum Beispiel nur in der Schweiz. Ein Relikt ist eine Art, die in vergangenen geologischen Epochen vor vielen Millionen Jahren weit verbreitet war, heute jedoch nur noch in wenigen kleinräumigen Regionen der Erde wächst, in sogenannten Refugien. Der Hauptgegenstand der Studien sind Reliktbäume, wobei der Schwerpunkt auf den Gattungen der Zelkoven (*Zelkova*) und der Ulmen (*Ulmus*) aus den Ulmengewächsen liegt. Zu weiteren Baumgattungen mit eigenen Forschungsprojekten am Botani-

schen Garten gehören die Flügelnüsse (*Pterocarya*), die Eichen (*Quercus*) und die Kiefern (*Pinus*). Die Forschungsgruppe des Gartens koordiniert seit mehr als zehn Jahren die Aktivitäten eines internationalen und interdisziplinären Netzwerks von Reliktbaum-Projekten, an denen über dreissig Forschende aus rund fünfzehn Ländern beteiligt sind. Besonders intensiv auf internationaler Ebene ist die Zusammenarbeit mit dem Botanischen



Aktiver Artenschutz in den Freiburger Voralpen: Unter der Leitung von Gregor Kozłowski (links) rettet das Team des Botanischen Gartens eine bedrohte Population von Alpenmannstreu (*Eryngium alpinum*).

Bild Botanischer Garten



Westlicher Alpenmohn (*Papaver occidentale*)
in den Freiburger Voralpen beim Vanil Noir.

Bild Botanischer Garten

Westlicher Alpenmohn (*Papaver occidentale*)

Diese seltene Pflanze mit ihren weissen Blüten, die inmitten der kalten und steilen Geröllhänge gut sichtbar sind, ist ein Wahrzeichen der westlichen Voralpen. Im Zuge der Klimaerwärmung ist diese Art stark vom Aussterben bedroht. Der Kanton Freiburg trägt eine grosse Verantwortung, was den Schutz des Westlichen Alpenmohns anbelangt. Die Forschenden des Botanischen Gartens versuchen, die Herkunft und die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Westlichen Alpenmohn und den arktischen Arten zu ermitteln (zum Beispiel auf Spitzbergen), bevor diese Art aufgrund des Klimawandels verschwindet. *gk*

die Schweiz emblematischer Arten führte dazu, dass der Garten als veritables Kompetenzzentrum im Artenschutz wahrgenommen wird, insbesondere für die Durchführung und das Monitoring von Wiederansiedlungsprogrammen. Der Botanische Garten der Universität Freiburg arbeitet dabei eng mit dem Naturhistorischen Museum Freiburg, mit dem Amt für Wald und Natur (WNA) des Kantons Freiburg sowie mit dem nationalen Informationszentrum der Schweizer Flora (Info Flora) zusammen. Beispiele von Arten, denen im Botanischen Garten ein Forschungsprojekt gewidmet ist, sind der Westliche Alpenmohn (*Papaver occidentale*), die Arve (*Pinus cembra*) und die Kleine Teichrose (*Nuphar pumila*).

Neuer Sektor: die fünf Missionen des Gartens vereint an einem Ort

Der neue Sektor wird ermöglichen, die fünf vorgenannten Missionen des Botanischen Gartens zu verbinden. Ende Januar 2021 wurde das *Rhodoretum* (eine Sammlung von Rhododendren-Sträuchern) durch einen neuen Bereich ersetzt, der gänzlich den Bäumen gewidmet ist. Die alten vergreisten Rhododendren benötigten regelmässige Torfsätze. Dessen Abbau in natürlichen Torfmooren entspricht nicht den Kriterien des nachhaltigen Gartenbaus. Zudem war der wissenschaftliche Wert dieser Sammlung gering. Es fehlten genaue Kenntnisse über die Herkunft der Pflanzen und ihre Bestimmung war nicht gesichert. Schliesslich mussten in diesem Bereich einige kranke Bäume aus Sicherheitsgründen gefällt werden.

Garten von Shanghai in China. Weitere Forschungsarbeiten beschäftigen sich mit den Evolutionsprozessen, der Biogeografie und der Naturschutzbiologie von aquatischen und alpinen Pflanzen auf regionaler und globaler Ebene. Dazu gehören beispielsweise die Kleine Teichrose (*Nuphar pumila*) oder der Alpenmannstreu (*Eryngium alpinum*).

Die Erhaltung von Pflanzen, die auf nationaler, aber auch auf internationaler Ebene vom Aussterben bedroht sind, ist eine der wichtigsten Missionen des Botanischen Gartens der Universität Freiburg. Sein Engagement für die Erhaltung seltener und für



Eines der Highlights des neuen Sektors des Gartens: die Sizilianische Zelkove (*Zelkova sicula*). Bild Botanischer Garten



Auch die Ätna-Birke (*Betula aetnensis*) wird im neuen Sektor gezeigt und ist eine Rarität in den Botanischen Gärten der Welt. Bild Botanischer Garten

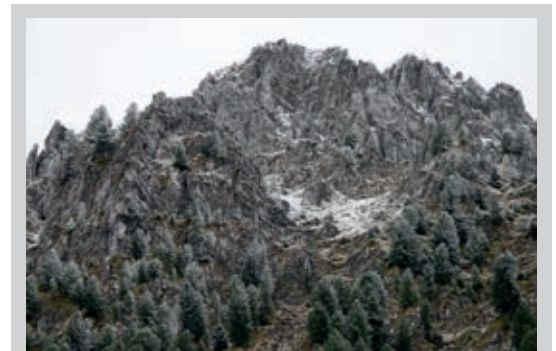
Unter dem Titel *Bäume aus der Vergangenheit – Bäume der Zukunft* wird das neue Areal rund fünfzig Arten besonders urtümlicher Bäume, Sträucher und Lianen, sogenannte *Reliktbäume*, präsentieren. Die ältesten unter ihnen lebten zur Zeit der Dinosaurier und alle haben die grossen Umwälzungen auf unserem Planeten überlebt. Zu den bestehenden Bäumen werden sich neue Pflanzungen gesellen: der ehrwürdige *Ginkgo biloba* (als Art nahezu 200 Millionen Jahre alt), aber auch Raritäten wie die Sizilianische Zelkove (*Zelkova sicula*), eine endemische Art aus Sizilien, die weltweit nur in vier botanischen Gärten zu finden ist, oder die Ätna-Birke (*Betula aetnensis*).

Ein Lehrpfad für alle Altersgruppen wird im neuen Sektor Pflanzenfossilien präsentieren und ein Pavillon für die Wissensvermittlung über die Bedeutung, Herkunft und faszinierende Geschichte der Bäume informieren. Ermöglicht wurde dieses ehrgeizige Projekt durch eine grosszügige private Spende über den Verein der Freunde des Botanischen Gartens Freiburg. Die Einweihung ist für das Jahr 2023 geplant. Thematisiert wird auch der beispiellose Rückgang der Gehölze auf der Erde. Im Zuge der Entwicklung der menschlichen Zivilisation sind nämlich in den letzten Jahrtausenden mehr als 35 Prozent der Waldfläche verschwunden.

Bäume der Zukunft, unser unschätzbarer Reichtum

Bäume sind seit jeher einer der Schwerpunkte der Aktivitäten des Botanischen Gartens der Universität Freiburg. Bäume und Wälder erfüllen viele lebenswichtige Funktionen auf der Erde. Das Wissen um ihre Bedeutung und ihr Schutz sind aktueller denn je. Wälder speichern fast 80 Prozent der Biomasse der Biosphäre (das heisst der Masse aller Lebewesen auf unserem Planeten). Von allen etwa 374 000 Pflanzenarten auf der Welt sind rund 45 Prozent Gehölzarten (Bäume, Sträucher oder Lianen). Ihr wissenschaftlicher, wirtschaftlicher, sozialer, kultureller und ästhetischer Wert ist von unschätzbbarer Bedeutung. Ein immenser Teil der Artenvielfalt hängt von ihnen ab. Sie bieten Nahrung und Lebensraum für unzählige

Artenvielfalt hängt von ihnen ab. Sie bieten Nahrung und Lebensraum für unzählige



Arve (*Pinus cembra*) auf der Bergkette der Gastlosen. Bild Botanischer Garten

Arve (*Pinus cembra*)

Der Baum ist eine Reliktpflanze der europäischen Flora. Im Kanton Freiburg bildet diese Art nur äusserst selten Reinbestände. Die Arvenwälder gehören zu den seltensten Waldgesellschaften der westlichen Voralpen. Diese vereinzelt Populationen besitzen ein enormes Potenzial in Bezug auf die Erhaltung dieser Art in den westlichen Voralpen. Die Forschenden des Gartens haben unter anderem herausgefunden, dass lediglich 8000 grössere Individuen im Kanton Freiburg vorkommen. *gk*



Kleine Teichrose (*Nuphar pumila*).

Bild Botanischer Garten

Kleine Teichrose (*Nuphar pumila*)

Diese Wasserpflanze ist ebenfalls ein Relikt. Die Art war kurz nach den letzten Eiszeiten in Europa noch weit verbreitet. Später zog sie sich in Richtung Skandinavien und in die Alpen zurück. In den letzten Jahrhunderten ist die Verbreitung der Kleinen Teichrose in ganz Europa und insbesondere in der Schweiz stark rückläufig. Dies ist vor allem auf die Hybridisierung mit ihrer nahen Verwandten, der Gelben Teichrose (*Nuphar lutea*), zurückzuführen. In Zusammenarbeit mit dem Naturhistorischen Museum Freiburg untersuchte der Botanische Garten in einer genetischen Studie die Mechanismen dieser Hybridisierung, um Erhaltungsmaßnahmen zum Schutz dieser seltenen Wasserpflanzenart vorzuschlagen. gk

Mikroorganismen, Epiphyten (Pflanzen, die auf anderen Pflanzen wachsen, meistens auf Bäumen) sowie Tierarten. Bäume sind auch untrennbar mit der Entwicklung der Menschheit verbunden. Der Mensch ist auf Bäume angewiesen, denn diese versorgen ihn mit Brennstoff, Baumaterial, Medizin, Nahrung, Werkzeugen, Viehfutter und Schatten. In vielen alten Kulturen wurden Bäume verehrt, da sie als Symbol des ewigen Kreislaufs des Lebens galten.

Wälder dienen aber auch dem Schutz von überlebenswichtigen Wassereinzugsgebieten. Gerade in Bergländern wie der Schweiz schützen sie die Talbewohner vor Hangrutsch, Steinschlag und Lawinen. Weltweit tragen Wälder massgeblich zur Klimaregulierung bei. Sie sind die grössten terrestrischen Kohlenstoffspeicher und dank ihrer Verdunstung und ihres Einflusses auf den Wasserkreislauf wirken sie wie gigantische Klimaanlage. Angesichts des derzeitigen rasanten Klimawandels kommt dem Schutz und dem Wiederaufbau intakter Wälder eine Schlüsselfunktion zu. Wie bereits in der Vergangenheit werden wir auch in Zukunft in hohem Masse von Bäumen abhängig sein.

Werden Sie Mitglied des Vereins der Freunde des Botanischen Gartens

Der Botanische Garten der Universität Freiburg besitzt einen Unterstützungsverein. Der Verein der Freunde des Botanischen Gartens unterstützt Veranstaltungen, übernimmt ehrenamtlich die Aufsicht an Wochenenden und Feiertagen und trägt zur Finanzierung von Umbauten und Entwicklungen des Gartens bei. Er wurde 1968 gegründet und hat derzeit rund 550 Mitglieder. Der Verein, der viel Wert auf seine zweisprachige Identität legt, veröffentlicht viermal im Jahr den Newsletter «Nymphaea» (auf Deutsch und Französisch) und bietet seinen Mitgliedern ein Programm mit themenspezifischen Exkursionen und Vorträgen sowie verschiedene andere Vorteile.

Weitere Angaben unter der Internetseite:
www3.unifr.ch/jardin-botanique/de



Festival Les Digitales: Der Garten bietet jeder Alters- und Interessengruppe zahlreiche Erlebnisse und Veranstaltungen.

Bild Martin Marguerat

Als das Porto eines Briefes so teuer war wie ein Pfund Brot

Von Bernhard Piller, Marly

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann in Freiburg der Aufbau eines ersten Postnetzes. Ausgehend von den Städten wurde die Landschaft mit Boten erschlossen. Anstelle von Poststellen und Briefkästen gab es in den Dörfern Ablagen, meistens in Gasthöfen. Die von dort in die städtischen Postbüros gebrachte Korrespondenz wurde mit dem Namen der Routen zunächst handschriftlich und später mit Stempeln gekennzeichnet sowie taxiert.

Im Mittelalter gab es höchstens lokal einen organisierten Schriftverkehr. Er beschränkte sich im wesentlichen auf Behörden, Ämter, kirchliche und militärische Instanzen, kommerzielle Einrichtungen usw. und wurde durch Boten bewerkstelligt. Auch die Alphabetisierung blieb bescheiden. Sie war ein Privileg der Höhergestellten und nahm erst im 19. Jahrhundert ihren Aufschwung. Obligatorische und kostenfreie Grundschulen gab es erst mit der revidierten Bundesverfassung von 1874.

Erste Post-Netzwerke ab 1800

Ab 1800 stieg die Notwendigkeit nach organisierten schriftlichen Verbindungen. So entstanden unter der damaligen Posthoheit der Kantone die ersten Netzwerke. Das Postunternehmen Fischer in Bern besass im Kanton Freiburg bis 1832 die entsprechende Pacht. So wurden in den Städten Bulle, Châtel-Saint-Denis, Freiburg, Murten und Payerne die ersten Postbüros eingerichtet.



RTE. DE FRIBG, hs Tinte
nicht in Wi
verwendet in Murten 1835–...
21.12.1835
von Courgevaux über Morat nach Chiètres
taxiert 2 Kr. für einfachen Brief
1. Stufe gemäss kant. Regietarif vom 13.3.1833

Auf dem Land gab es diese erst später. Boten brachten die Post in die Dörfer zu Ablagen, die zum Teil von der Postverwaltung unterhalten wurden, so etwa in Kerzers. Der Zollposten in Flamatt (ab 1837/38) trug die Bezeichnung «Singine». Die übrigen Ablagen unterhielten die Gemeinden, meist in Gasthöfen. Dort konnte man sich nach eingegangener Korrespondenz erkundigen und Post zur Weiterleitung deponieren. Eine Hauszustellung gab es nur in den Städten. Man bemühte sich, auch abgelegene Landschaften zu erschliessen.

Zu Fuss oder per Pferd

Fussboten wurden in Gegenden mit schlechten Strassen oder mit wenig Postsendungen eingesetzt. Sie waren Tag und Nacht unterwegs, zehn bis zwölf Stunden waren die Norm. Reitende Kuriere gab es, wo die Strassen es zuliessen, und die Korrespondenz hinreichte, um die Kosten zu bestreiten. Später übernahmen auch Postkutschen den Postverkehr. Auf einem Brief von 1851, der auf der «Route de Planfayon» unterwegs war, steht der Name des Boten: Terroula.

Freiburger Routen 1809 bis 1870

Route de

Payerne

Fribourg (→Payerne)

Prez
Onnens

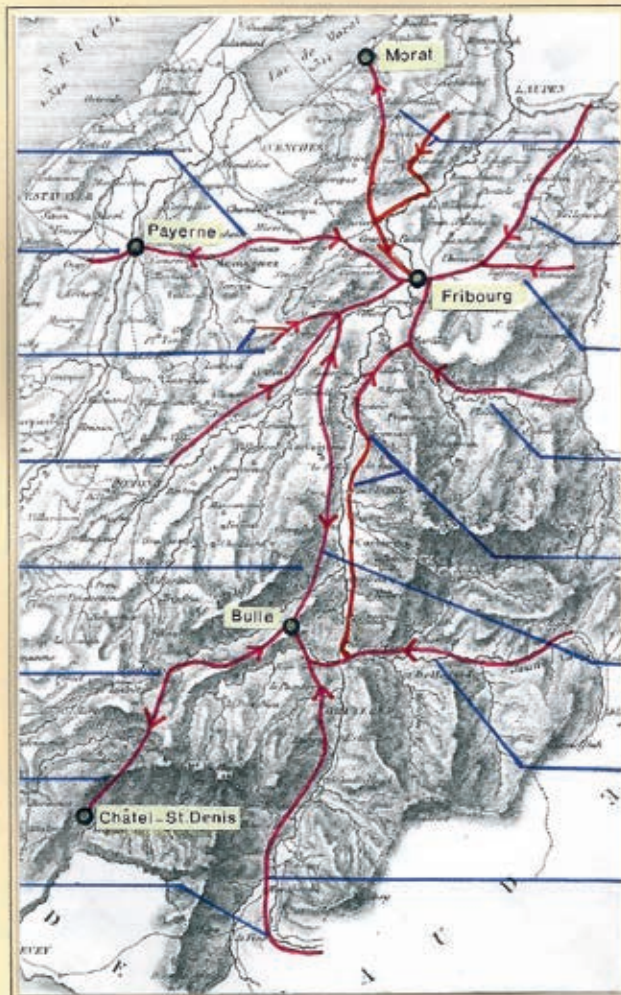
Romont

Fribourg (→Bulle)

Vevey

Bulle à Châtel

Château d'Oex
Rossinières



Cormonde
Fribourg (→Morat)
Morat

Berne

Tavel

Planfayon

Treyvaux
Charmey (→Fribourg)

Bulle

Charmey (→Bulle)
Imfang

Gruyères
Tour de Trême

Poststellen, wo die Routenstempel beziehungsweise Routenvermerke angebracht wurden.

Die Boten brachten die in den Depots eingesammelte Post zur Weiterleitung in ihre Zentralen, wo sie taxiert und mit dem Namen der benützten Routen gekennzeichnet wurden, zunächst handschriftlich, ab 1825 mit Stempeln. Diese dienten der Ermittlung der Taxen und erleichterten die Rückgabe nicht angenommener Sendungen.

Routen-Vermerke gab es im Kanton Freiburg zwischen 1809 und 1870. Blütezeit war die Periode von 1830 bis 1850. Mit der Einführung der Bundesmarken 1850 kam es zu Überlappungen, so dass gelegentlich auch frankierte Briefe einen Routenstempel erhielten.

Bunte Stempel

Handschriftliche Vermerke wurden mit Röteln oder Tinte angebracht. Man findet verschiedenen Schreibweisen, zum Beispiel Vermerke wie «route de Fribourg», «Rte de Fribourg», «Rte de Fribg», «Rte Fribg». Die Stempel hatten verschiedene Formen: Schreibschrift, Druckschrift mit und ohne Rahmen, zweizeilig oval oder rechteckig eingefasst. Aus unbekanntenen Gründen waren sie fast durchwegs französisch geschrieben.

Beeindruckend ist die Farbenvielfalt der Stempel: schwarz, rot, orange, blau, grün und graugrün, sowie zahlreiche Zwischentöne von rot bis braun.

Grün wurde nur 1851 und nur in Freiburg verwendet und ist entsprechend selten. Eine Zuordnung zu einem bestimmten Zweck ist nicht ersichtlich. Für die «Route de Planfayon» (in Freiburg verwendet) können die Farben zeitlich wie folgt eingeordnet werden:

1834–1874	schwarz
1840–1861	rot bis braun
1850–1858	blau
1851	grün
1855–1857	graugrün

Aufgrund der Absender-Angaben, der Adresse und der Routenbezeichnung wurden im deutschsprachigen Kantonsteil, das heisst im Sense- und Seebezirk sowie in Jaun die folgenden Strecken rekonstruiert:

Route de Berne

Bern–Neuenegg–Singine (Zollposten Flamatt)–Wünnewil–Schmitten–Düdingen–St. Wolfgang–Mariahilf–Freiburg



RTE. DE BULLE, blau
 AE 28.7
 verwendet in Freiburg 1852–57
 8.1....
 Wertbrief von Bellegarde nach Fribourg
 (nicht über Poststelle Bulle gelaufen?)
 PD, AE 13/A. 13 blau (Farbe nicht bekannt)

Der Zustand dieses Briefes ist darauf zurückzuführen, dass er die «Dime de Bellegarde» (den «Zehnten von Jaun»), ff 107, in Münzgeld enthielt.

Route de Charmey

Jaun–Im Fang–Charmey–Châtel (-sur Montsalvens)–Corbières–Bulle
 Nach einer mündlichen Information von G. Macheret gibt es auch einen Brief «Route d'Im Fang».

Route de Cormonde

Gurmels–Barberêche–Freiburg

Route de Friboug

Freiburg–Cormagens–Courlevon–Courgevau–Murten

Route de Morat

Murten–Gross- und Kleinguschelmuth–Freiburg

Route de Planfayon

Plaffeien–Plasselb–Giffers–Tentlingen–Römerswil–Freiburg

Route de Tavel

Heitenried–Tafers–Freiburg



Ein teures Vergnügen

Die Taxen waren hoch und dies allein schon ein Grund für einen bescheidenen Briefverkehr. Sie richteten sich nach Distanz beziehungsweise Wegstunden, Gewicht und Valoren- oder Nachnahmegebühren, wurden auf der Vorderseite des Briefs notiert und vom Empfänger eingezogen. Der Vermerk «pressant» hatte offenbar keine Auswirkungen auf das Porto. Es gab durchaus auch Briefe mit dem Vermerk «refusé».

Wenn ausnahmsweise der Absender die Taxen bezahlte, wurde dies auf der Rückseite notiert und vorne mit «franco», «P.P.» (port payé) oder «PD» (payé destination) quittiert. Behördliche Sendungen wurden mit «Officiel» oder «Amtlich» gekennzeichnet und waren portofrei. Das Porto für einen einfachen Brief bis fünf Stunden Wegdistanz entsprach etwa dem Wert von einem Pfund Brot, beziehungsweise dem halben Stundenlohn eines Arbeiters.

Einfach zusammengefaltet

Briefumschläge wurden selten verwendet. Im Allgemeinen faltete man die Briefbogen in geeigneter Weise, versiegelte sie oft und adressierte sie auf der freien Seite. Damit wurden die Absender-Angaben, das Abfassungsdatum und der hochinteressante Inhalt erhalten.

Dieser hatte vorwiegend einen juristischen Hintergrund: Die Schreiben betrafen Gerichtstermine, Bussenbescheide (auch mal für ein uneheliches

Kind), Polizeiberichte, Rapporte über den Strassenzustand und so weiter, aber auch geschäftliche Korrespondenz wie Materialbestellungen und Rechnungen. Rein persönliche Nachrichten, Anzeigen oder Glückwünsche gab es kaum. In meinen Recherchen bin ich nur auf einen einzigen Brief dieser Art mit der Gratulation zur Verlobung gestossen.

50 Jahre Sammelarbeit

Das Sammeln von Routenbriefen ist exklusiv und kompliziert. Im Gegensatz zu Briefmarken kann man das Gesuchte nicht einfach in einem Geschäft aufstöbern und erwerben. Angebote gibt es nur sporadisch an Briefmarken-Auktionen und -Börsen. Selten wird einmal eine Sammlung aufgelöst. Der Aufbau meiner Freiburger Sammlung mit 140 Briefen dauerte mehr als 50 Jahre. Es fehlen noch einzelne Kombinationen von Route, Stempelform und -farbe. Diese sind nur in wenigen Exemplaren oder als Unikat bekannt. Die Suche geht trotzdem weiter: Früh- und Spätdaten, Auslandsdestinationen, verbesserte Qualität.

Quellen

- Andres und Emmenegger: Grosses Handbuch der Abstempelungen auf Schweizer Marken 1843–1907.
- J.J. Winkler: Handbuch der Schweizer Vorphilatelie 1605–1850.
- Martin Gasser: Postroutenstempel der Schweiz 1805–1881.
- Nouvelles Etrennes Fribourgeoises 1764–1852.

Von
Ruth Schmidhofer Hagen,
Tafers

«Wenn ich einen Stein vor mir habe, muss ich einfach loslegen»

Die Murtner Daniel und Sabine Burla haben sich ganz der Steinbearbeitung verschrieben. Seit über vierzig Jahren restaurieren sie mit Feingefühl und Kreativität Altes und schaffen Neues. Nicht zuletzt mit dem Unterhalt und der Pflege der Murtner Ringmauer sowie den Murtner Brunnen und Bauten haben sich die beiden – zusammen mit ihren Mitarbeitenden der Werkstatt Burla – einen Namen gemacht.

Alles begann 1940, als der Vater von Daniel Burla sein Geschäft gegründet hat. Bereits als Schulbub hat Daniel in der Freizeit mitgeholfen, hat sich mit seinem Grossvater, der zeitweise in der Werkstatt mitarbeitete, gemessen: «Wer kann in einer Stunde mehr Steine sägen?» Lebhaft ist auch noch die Erinnerung an die grosse Gotthelf-Figur seines Vaters. «Die Figur aus noch feuchtem Lehm hatte sich über Nacht nach vorn geneigt. Ich durfte als kleiner Bub am Rücken den Ton herauskratzen und den Stützstab im Innern freilegen. Dann wurde die Figur mit einer Halterung an der Wand fixiert, damit sie in aufrechter Position antrocknen und in Gips abgegossen werden konnte.» So sei er reingertscht, erklärt er. «Das Geschäft war ja da, es war eigentlich klar, dass ich diesen Weg gehen werde.»

Sabine Burla ihrerseits hatte immer viel modelliert und gezeichnet sowieso; deshalb wollte sie als junge Frau Zeichnungslehrerin werden. Sie hat sich, nachdem sie Daniel kennengelernt hatte, dann aber für die Steinbear-

beitung entschieden. Nach der Lehre bei einem Steinbildhauer – nicht bei Daniels Vater – sind sie zusammen nach Aschaffenburg DE an die Meisterschule gegangen. «Daniel hat die Meisterkurse besucht und ich konnte mich als Gastschülerin voll auf Bildhauerei und Schrift konzentrieren», führt Sabine Burla aus. Mit Schriftlehrer und Kalligraf Ernst Vollmer durfte sie an einem Ravensburger



2017 fanden beim Pulverturm der Ringmauer Murten Sanierungsarbeiten statt. Der Lastwagenkran hebt ein neues Werkstück zum Turmsockel, um es dort einzufügen. Alle Bilder Daniel und Sabine Burla

Schriftbuch mitarbeiten (*Schrift schreiben – Ein Buch zum Erlernen verschiedener Schriftformen mit Vorlagen und Beispielen*).



Pulverturm der Ringmauer Murten: In der untersten Sockelpartie werden neue wasserabweisende Tuffsteinblöcke eingesetzt.

Die eigene Werkstatt

Zurück von Aschaffenburg haben die beiden 1979 das Geschäft übernommen, weil Daniels Vater sich aus gesundheitlichen Gründen zurückziehen musste. «Mein Vater hatte vor allem Grabsteine gemacht, aber das ist immer weniger geworden. Ich wollte hingegen auf dem Bau arbeiten, also Restaurierungen machen», erklärt Daniel Burla.

Seine Frau hat die Grabmalkunst und -gestaltung weitergeführt.

Heute liegt der Schwerpunkt eindeutig auf Restaurierungen – im Lauf der Jahre haben sich die beiden ein immenses Fachwissen angeeignet. Bevor die eigentliche Arbeit am Stein beginnt, müssen für eine umfassende Dokumentation der Substanz und allfälliger Schäden Nachforschungen in Archiven und sehr oft auch direkt bei der Denkmalpflege gemacht werden. «Das ist zwar zeitaufwändig, aber immer sehr spannend und bereichernd», erklärt Sabine Burla. «Ich gehe den Schäden auf den Grund, notfalls besichtige ich ein Objekt mehrmals auch bei Regenwetter, weil vielen Schäden Feuchtigkeitsprobleme zugrunde liegen», ergänzt Daniel Burla.

In den meisten Fällen muss sich der Steinbildhauer auch mit anderen Gewerken – Zimmermann, Schmied, usw. – absprechen und abstimmen. Die Auftraggeber sind Architekten, aber auch Gemeinden, Pfarreien, Kantone; seltener sind hingegen Arbeiten für Privatpersonen. Die Aufträge kommen grösstenteils aus der Umgebung: den Kantonen Bern, Neuenburg, Waadt und Freiburg. «Wir haben aber auch schon an Brunnen in Lessoc, Bulle, Part-Dieu, Estavayer-le-Lac gearbeitet. In Sainte-Ursanne haben wir einen Schaden- und Massnahmenplan für sechs Brunnen erstellt. Das war sehr spannend, aber wir arbeiten doch lieber in der Region», erklärt Daniel Burla.



Pulverturm der Ringmauer Murten: Nach getaner Arbeit gravieren die Steinmetze ihre Zeichen in den Stein.



Für den Dorfbrunnen von Lessoc (Greyerzbezirk) konnte Steinmetz Daniel Burla auf ein Depot des sogenannten Marbre de Lessoc – ein hellgrauer Kalkstein – zurückgreifen.

Stein ist nicht gleich Stein

Im Bereich der Restaurierungen hat die Werkstatt Burla meist mit Kalkstein, Sandstein, Tuff und Muschelkalk zu tun. Der Sandstein kommt vor allem aus der Region – Bern, Gurten, Ostermundigen, Ostschweiz. Früher, zu Römerzeiten, wurden die Steine über den See von Neuenburg herangeschafft. «Bei den Römern gab es ein Gesetz, dass Stein vor der Verarbeitung zwei Jahre gelagert werden musste. Nur wenn er Winter und Nässe überstanden hatte, durfte er verbaut werden. Deshalb gibt es in ganz Avenches fast nur Kalkstein, gelben Hauteriver und harten Jurakalkstein. Sandstein hätte die zwei Jahre Lagerung nicht heil überstanden», vertieft Daniel Burla das Thema.

Für Grabmäler wird meist Marmor, Kalkstein, Granit oder Gneis verwendet. «Granit mag ich nicht sehr und Sandstein ist mir fast zu weich. Mein Lieblingsstein ist der Kalkstein, weil es da mehr Möglichkeiten in der Bearbeitung gibt», präzisiert Daniel Burla.

Obschon es heute moderne und auch computergesteuerte Werkzeuge und Hilfsmittel gibt, arbeitet der Steinmetz immer noch mit Hammer, Meissel und Steinbeil wie in frühesten Zeiten. Doch auch wenn beispielsweise die Fräse die Arbeit erleichtert, bleibt es eine schwere Arbeit, die zu Abnützung und Verschleiss der Gelenke führt; der Beruf geht nicht spurlos an einem vorbei. «Ich habe mich nie geschont», erklärt Daniel und richtet seine Handgelenkstütze. «Wenn ich einen Stein vor mir habe, muss ich einfach loslegen.»

Streifzug durch die Arbeit von Daniel und Sabine Burla

Den Erfolg beziehungsweise die vollen Auftragsbücher verdanken Daniel und Sabine Burla eigentlich dem zeitweise schlechten Zustand der Murtner Ringmauer. «Es war unsere Chance, dass der Unterhalt über Jahre vernachlässigt wurde», erklärt Daniel Burla. Er hat bei verschiedenen Wetterlagen an allen möglichen Stellen fotografiert, um die Schäden zu dokumentieren. «Du siehst immer nur Schäden», meinten die Kinder, weil er auch in der Freizeit den professionellen Blick nicht ausschalten konnte. Im Vorfeld der Expo.02 wurden mehrere Restaurierungen in Auftrag gegeben. Die Maurer und Bau-

meister wollten mit Zement arbeiten, «aber ich musste im historischen Material bleiben. Also Sumpfkalk und «alten» Mörtel verwenden, wie beim Bau der Ringmauer», betont Daniel Burla. Zusammen mit seiner Frau Sabine hat er in dieser Zeit sehr viel recherchiert und geforscht, teilweise



Der gedeckte Brunnen von Lessoc: Daniel und Sabine Burla führen auch in der weiteren Umgebung Restaurierungsarbeiten aus.

auch Laboranalysen anfertigen lassen. «Natursteinmauern mit Kalk verputzen, aufbauen, reparieren – das war das Wesentliche. Mit dieser Materialkenntnis haben wir uns einen Namen gemacht», sind sich die beiden einig.

Die Werkstatt Burla wurden beauftragt, beim **Schloss Erlach** die Fugen an einer Mauer auszubessern. Für die Mitarbeitenden ist jedoch klar, dass man zuerst abklären muss, warum sich die Mauer nach vorn geneigt hat. «Man kann nicht nur die Fugen reparieren, ohne zu wissen, ob die Mauer sich jetzt still hält», betont Daniel Burla. Neben Sondierungen vor Ort hat Sabine Burla im Staatsarchiv Bern nachgeforscht, konnte Einsicht in 350 Einträge und Fotos zu Erlach haben. «Und tatsächlich ist darunter ein altes Foto genau dieser Stützmauer. Mir ist klar, dass das ein riesiger Aufwand ist, dass man sich in einer Recherche verlieren kann, aber es ist auch interessant», hält Sabine Burla fest.

2020 erfolgte der Auftrag an die Werkstatt Burla, eine umfassende Bestandesaufnahme der Substanz und aller Schäden der **Kirche Barberêche/Bärfischen** zu erstellen. In der Dokumentation werden aber nicht nur die Schäden und Sondierungen aufgelistet. Es wird auch erfasst, wo und warum Teile angebaut oder verändert wurden. Dabei helfen oft die Bände der «Kunstdenkmäler der Schweiz» weiter, sie sind eine wichtige Quelle. In diesem Fall der Band IV des Kantons Freiburg, Seebezirk 1, von Hermann Schöpfer. Aber auf dem Gebiet der Steinmetze und Steinhauer wurde bisher sehr wenig Grundlagenforschung betrieben, betont Daniel Burla. «Ich habe in der Meisterschule die Schadenanalyse gelernt und wir wenden diese auch konsequent an.» Dank ihren guten und fundierten Expertisen hat die Werkstatt Burla schon öfters direkt auch den Auftrag für die Ausführung der Arbeiten erhalten.

Dasselbe geschah auch beim Versetzen eines sechs Tonnen schweren Brunnens in **Lugnorre**. Als die Mitarbeitenden der Werkstatt Burla im Vorfeld den Brunnen kontrollierten, entdeckten sie etliche

Risse und schadhafte Stellen, welche sie dokumentieren konnten. Sie wiesen auf einige ganz wichtige Punkte hin, die beim Versetzen beachtet werden müssen. «Und weil wir unsere Arbeit so gewissenhaft dargelegt haben, erhielten wir auch gleich den Auftrag.»



Sabine Burla modelliert einen Teil eines Grabzeichens in Wachs. Dieser «Figurenreigen» wurde als Krone auf einen Grabstein montiert.

Gelegentlich treffen Daniel und Sabine Burla auch auf knifflige Probleme, bei denen sie ausprobieren und tüfteln müssen. Weil beim **Schulhaus Murten** die Kinder seit jeher an den schweren Eisenketten herumschaukeln, die an Steinpollern festgemacht sind und als Abschränkung dienen, hat sich die Halterung gelöst. – «Auch wir haben das damals schon gemacht», gibt Daniel Burla mit einem leisen Schmunzeln zu.

Der einfachste Weg wäre, die Haken aus Fertigstahl anzufertigen beziehungsweise zu formen. Spritzverzinkt und schwarz patiniert wäre es optisch der beste Ersatz. Wenn aber die Schulkinder wieder an der Kette schaukeln, würde das Teil bereits nach einem halben Jahr rosten. Und weil das Schulhaus Murten ein historisches Gebäude ist, musste eine andere Lösung gefunden werden. Für die genaue Kenntnis von Materialbeschaffenheit und Form wurde ein Haken aus dem Stein herausgebohrt. Die ursprünglichen Haken wurden geschmiedet, dadurch das Metall verdichtet und mit Öl eingebrannt – so konnten sie nicht rosten. Also muss man jetzt einen Schmied suchen, der die ursprüngliche Art, die Haken zu formen, noch beherrscht.

Auf ganz andere Probleme stiessen Daniel und Sabine Burla in **Boudry**. Zunächst hatten sie lediglich den Auftrag, eine Figur aus dem Jahr 1610 abzubauen, damit die farbige Bemalung von einem Kunstrestaurator behandelt werden konnte. Doch schon bald zeigte sich, dass – wahrscheinlich fünfzehn Jahre zuvor – die Figur mit einer ungeeigneten Zweikomponenten-Farbe bemalt wurde. Die Figur war völlig durchnässt. Im Zusammenspiel aller Beteiligten wurden verschiedene Optionen diskutiert: Ungeachtet der starken Feuchtigkeit neu bemalen war unmöglich; die alte Farbschicht entfernen war auch kein Weg, weil dadurch die Oberfläche verändert würde. Realisierbare Lösungswege waren: Die Figur ins Museum stellen und eine völlig neue, moderne Plastik aufstellen oder eine Kopie anfertigen. Denkmalpflege und Gemeinde haben sich für die Anfertigung einer Kopie entschieden. Aus Kostengründen jedoch wurde keine Kopie in Stein gehauen, sondern ein bemalter Betonguss gemacht. «Wir haben in der Werkstatt von der Figur ein Silikon-Negativ angefertigt und Beton in die Negativform gegossen. Erst danach kam die Figur zum Restaurator für die farbige Bemalung. Das kam dem Original sehr nah», erklärt Daniel. «Das Original steht im Museum, dem Laténium in Neuenburg», ergänzt Sabine.

Ein ganz besonderes Abenteuer erlebte Daniel Burla zusammen mit einem Berufskollegen in **Frankreich**. Sie hatten den Auftrag, einen Abguss eines Renaissance-Reliefs anzufertigen. Die Bronzetafeln dienten ursprünglich als Lettner – zur Trennung von Volk und Adligen – im Nürnberger Rathaus. Napoleon Bonaparte liess das mehrteilige Bronzebild entfernen, um daraus Kanonen zu fertigen. Aber der Bronzegiesser hatte die Tafeln in der Nähe von Annecy versteckt, wo sie schliesslich im Schloss Montrottier aufgestellt wurden. Obschon das Nürnberger Wappen gut sichtbar ist, wurde das Kunstwerk zu einem französischen Kulturgut – die Franzosen weigerten sich, es an Deutschland zurückzugeben. Nach langwierigen Verhandlungen erhielt Deutschland die Erlaubnis, einen Abguss des Reliefs zu nehmen. So reiste Daniel Burla zusammen mit seinem Nürnberger Kollegen nach **Annecy**, um eine Woche lang an den Abgüssen zu arbeiten.

«Bei unserer Ankunft waren viele wichtige Leute vom Staat und Museum anwesend. Erst beim genauen Lesen der Papiere ist mir klar geworden, worauf wir uns da eingelassen hatten. Jede der vier Bronzetafeln war von der Versicherungsfirma Lions London mit einer Million DM gegen allfällige Schäden versichert.» Die zwei haben also die Tafeln



Die älteste erhaltene Grabplatte des Friedhofs Murten: Sie wurde bei der Restaurierung der Umfassungsmauer entdeckt, gereinigt und die Buchstaben des ergreifenden Textes wieder kenntlich gemacht.

sorgfältig abgehängt, abgegossen und wieder aufgehängt. Schliesslich ist alles gut gegangen und die Formen wurden in Nürnberg ins Positiv gegossen. Heute sind die (Kunststoff)-Relieftafeln wieder im Rathaus Nürnberg zu sehen. «Wir haben insgesamt drei Abgüsse gemacht – man kann von einer Form bis zu acht Abgüsse nehmen. Ein Relief habe ich als Andenken mit nach Hause genommen», schliesst Daniel Burla schmunzelnd.

Für das Regierungsgebäude der **Stadt Neuenburg** haben Daniel und Sabine Burla 1999 eine ganze Reihe Kreuzblumen gehauen. «Das war eine strenge, aber auch wunderschöne Arbeit», sind sich die beiden einig. Kurz darauf, im Herbst 1999, entdeckten sie an einer Ausstellung in Verona eine moderne Computerfräse, die genau solche Kreuzblumen vorgefräst hat. «Wir hätten die Kreuzblumen für Neuenburg also auch auf einer solchen CNC-Maschine vorfräsen und dann von Hand die Feinheiten herausarbeiten können», erklärt Sabine Burla. «Ich bin aber heute noch froh, dass ich die Blumen selber gemacht habe. Als Bildhauer muss man ringsherum denken, das ist ein ganz besonderes Arbeiten», entgegnet Daniel. Aber er sieht auch ein, dass neben den Werkzeugen, wie sie zum Beispiel auch zur Zeit der ägyptischen Pyramiden verwendet wurden, moderne Maschinen und Werkzeuge Einzug in die Werkstätten halten. «Weil es unseren Betrieb schon seit achtzig Jahren gibt, haben wir auch all die alten Werkzeuge noch. Gerade bei Restaurierungen sind diese Werkzeuge oftmals sehr wichtig», sind sich die beiden einig.

Immaterielles Kulturerbe im Kanton Freiburg

Sandsteinbearbeitung

Die Sandsteinbearbeitung ist in der Kategorie «Traditionelles Handwerk» des Kantons Freiburg aufgeführt und reiht sich somit in das Inventar der «Lebendigen Traditionen» ein. Die Schweiz führt das Inventar seit 2008, als sie dem UNESCO-Übereinkommen zur «Bewahrung des immateriellen Kulturerbes» beigetreten ist.

Sandstein ist ein Sedimentgestein mit einem Anteil von mindestens 50 Prozent Sandkörnern. Die Sandkörner bestehen aus verschiedenen Mineralien, meistens jedoch aus Quarz.

Sandstein entsteht durch Verkittung von lockerem Sand und Beimengung gröberer oder feinerer Sedimentpartikel. Er kommt in quasi allen Kontinenten vor und ist als Baumaterial weit verbreitet – beispielsweise für Pflaster, Skulpturen und Fassaden.

Bearbeitet wird der Sandstein noch heute wie in vergangenen Kulturen mit Hammer und Meissel. Natürlich erleichtern aber heutzutage auch hier elektrische Meissel, Drucklufthammer und Steinkreissäge oder CNC-Geräte (mit Computer gestützter numerischer Steuerung) die Arbeit. Ein gutes räumliches Vorstellungsvermögen und Kreativität sind natürlich unabdingbar. sr

Anzeige



Museum Murten
Musée de Morat
Ryf 4
3280 Murten/Morat
Tel. 026 670 31 00
kontakt@museummurten.ch
www.museummurten.ch

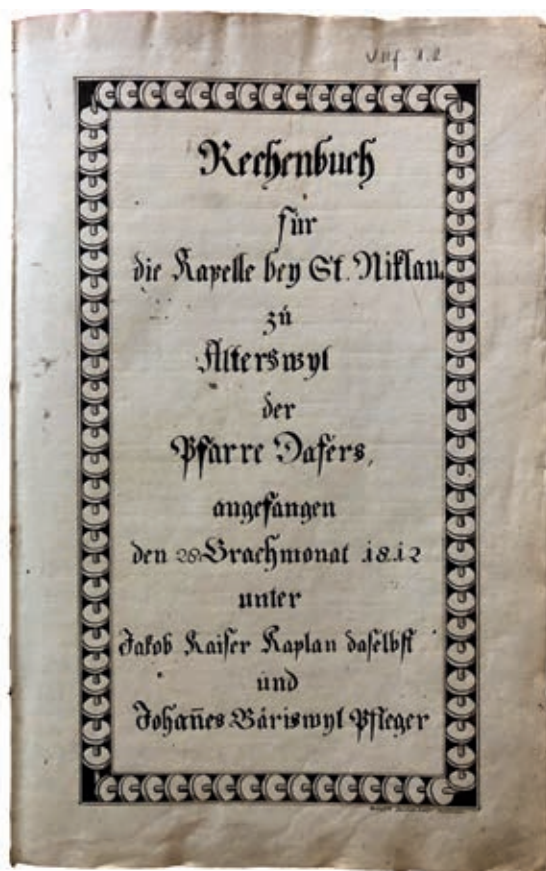
MUSEUM MURTEN – EIN HAUS ERZÄHLT GESCHICHTEN
MUSÉE DE MORAT – UNE MAISON RACONTE DES HISTOIRES

Öffnungszeiten/Heures d'ouverture
März/mars–Dezember/décembre 2022:
Di–Sa/ma–sa 14h–17h
So/di 10h–17h

Wie Jakob Kaiser gegen die Helvetische Republik kämpfte

Von Charles Folly, Alterswil

Von 1810 bis 1813 wirkte in Alterswil ein Kaplan namens Jakob Kaiser. Führte er in der kleinen Landpfarre ein ruhiges Leben, so hatte er doch vorher eine sehr bewegte Vergangenheit: Er prägte die Nidwaldner Geschichte an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert mit. Auf den Spuren einer spannenden Persönlichkeit.



Frontispiz des Rechenbuchs für die Kapelle zu St. Niklaus mit dem Vermerk «scripsit Jacobus Kaiser sacellanus» (übersetzt: «dies hat Kaplan Jakob Kaiser geschrieben»). Bild Charles Folly

Bis Ende der 1960er-Jahre war «Heimatland», das Lesebuch für die Oberklassen der Luzerner Primarschulen, auch an den Freiburger Schulen in Gebrauch. Darin findet sich unter dem Kapitel «Aus vergangenen Tagen» die Erzählung «Holi ho! Dia hu!» von Isabella Kaiser (1866–1925). Diese herzerzerrnende Geschichte handelt vom halbblinden Buben Seppli, der 1798 französische Soldaten, die von Obwalden her in Nidwalden einfallen, statt nach Buochs in eine unwegsame Gegend führt. Als die Franzosen dies bemerken, und Seppli sich weigert, ihnen den richtigen Weg zu zeigen, erschossen sie den heldenmütigen Knaben.

Am selben Tag, an dem diese Geschichte spielt, am 9. September 1798, verlässt nach der Frühmesse Kaplan Jakob Kaiser Stans, flieht zusammen mit anderen Geistlichen vor den herannahenden Franzosen und begibt sich ins Tirol ins Exil.

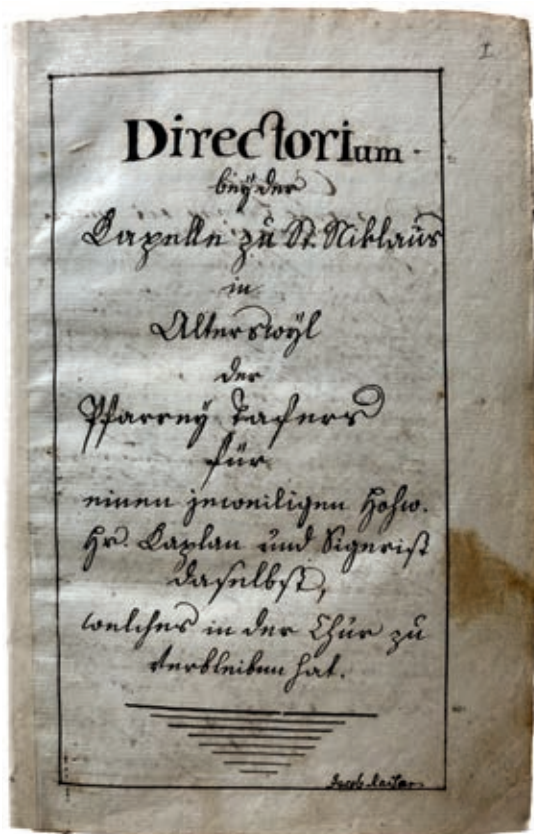
Bei den Jesuiten

Am 11. Mai 1755 wird Jakob Kaiser aus Wil bei Stans, Sohn des Johann und der Margarethe, geb. Odermatt, in der Pfarrkirche Stans getauft. Seine Studien absolviert er bei den Jesuiten, tritt frühzeitig diesem Orden bei und bleibt bis zu der Aufhebung 1773 durch Papst Clemens IV. in der Gesellschaft Jesu. Am 8. Dezember 1778 wird Jakob Kaiser in Konstanz zum Diakon geweiht.

Weite Teile der Deutschschweiz, darunter auch die Innerschweizer Kantone, gehörten bis 1821 dem Bistum Konstanz an. Dort empfängt er am 29. Mai des folgenden Jahres durch Fürstbischof Maximilian Christoph auch die Priesterweihe. 1782 finden

wir Jakob Kaiser als Hauskaplan beim Landvogt und späteren Landammann Franz Xaver Wyrsch (1843–1818) im Rheintal, bevor er von 1783 bis 1794 als Pfarrhelfer in Beckenried wirkt.

1791 wird Jakob Kaiser zum «Missionarius apostolicus» ernannt. In den sieben Jahren als apostolischer Missionar führt er vor allem in der Inner- schweiz vierzig Volksmissionen durch, in Gersau, Wollerau, Küsnacht, Einsiedeln, Arth, Schübelbach, Lachen, Wangen, Altendorf, Reichenburg, Tuggen, Muothatal, Steinen, Schwyz, Galgenen.



Directorium bey der Capelle zu St. Niklaus
16,5 cm/10,5 cm. Bild Charles Folly

Kaplan in Stans in einer bewegten Zeit

Am 15. April 1798 wird Jakob Kaiser zweiter Kaplan in Stans. Sein Vorgänger Josef Maria Businger, der die neue Ordnung befürwortete, war nach Luzern geflohen. In diesen Monaten bahnt sich der Untergang der Alten Eidgenossenschaft an, französische Truppen unter General Schauenburg besetzen einen Teil des Territoriums der heutigen Schweiz. Unter französischem Diktat wird die Helvetische Republik errichtet und dem Land eine neue Konstitution gegeben. Wie auch anderswo

kommt es in Nidwalden innerhalb der Regierung und auch der Bevölkerung zu Spannungen zwischen Befürwortern (Patrioten) und Gegnern (Vaterländer) der Helvetik.

Kaplan Kaiser versucht zusammen mit Pfarrhelfer Kaspar Josef Lussi, dem Beckenrieder Pfarrer Kaspar Josef Käslin und anderen Geistlichen die Annahme der neuen Verfassung zu verhindern. An der ausserordentlichen Landsgemeinde vom 7. April 1798 in Wil an der Aa verweigern die Nidwaldner der Helvetischen Verfassung ihre Zustimmung. Ausschlaggebend für diese Ablehnung war der wortgewaltige Auftritt mehrerer Geistlicher, darunter auch Kaplan Kaiser. Die «neuen Konstitutionsstifter» werden einleitend als Gottlose und Bösewichte bezeichnet. «So wenig ein schlechter Baum gute Frucht bringt, so wenig kann von solchen Leuten was Gutes herkommen. Sobald man also den Ursprung der neuen Staatsverfassung weiss, darf man ohne alle Verwegenheit urteilen, sie werde wenig Gutes in sich enthalten». Danach werden die Verfassungsartikel zu Sicherheit, Aufklärung, Freiheit, Gewissensfreiheit, Pressefreiheit und Religion zerpflückt, im Sinne der Redner kommentiert und «die Folgen der französischen oder ihr gleichlautenden helvetischen Konstitution» dargelegt.

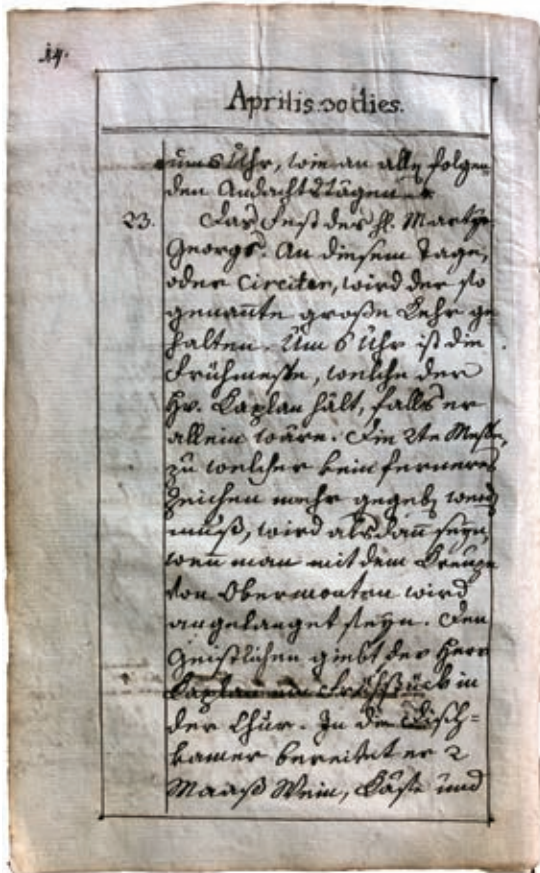
Ein Ja wider Willen

Nicht nur wird die Verfassung durch Handmehr verworfen, die Nidwaldner Männer schwören zudem noch einen Eid auf Religion und Freiheit. Als jedoch ein gleichgesinnter Kanton nach dem andern der helvetischen Verfassung doch noch zustimmt, sehen sich die Nidwaldner genötigt, am 13. Mai 1798 an einer ausserordentlichen Landsgemeinde der Verfassung zuzustimmen, «weil wir von den übrigen alten Eidgenossen ganz verlassen ohne augenscheinliches Wunder uns nicht mehr retten können».

Die Landsgemeinde tut dies unter Vorbehalten: freie Religionsausübung, Sicherheit geistlicher und weltlicher Personen und des Eigentums, keine französischen Truppen im Land, keine Aushebung von Soldaten, keine Entwaffnung. General Schauenburg nimmt diese Kapitulation an.

Kaplan Kaiser weigert sich

Die helvetischen Behörden erkennen die Bedingungen der Nidwaldner aber nicht an. Geistliche, die als Unruhestifter angesehen werden, lässt man überwachen. Als Kaplan Kaiser am 8. Sonntag nach Pfingsten (22. Juli) in seiner Predigt «von der guten Meinung und vom Gebet» die Leute ermun-



Auf Seite 14 des «Directoriums» beschreibt Jakob Kaiser den grossen Kehr zum Fest des Hl. Georgs, eine Prozession, die von Tafers über St. Antoni, Obermonten, Alterswil, St. Ursen, Maggenberg wieder zurück nach Tafers führte. Bild Charles Folly

tert, sich nicht zu fürchten, die Hilfe komme, wird dies als Aufruf zum Aufstand verstanden. Kaplan Kaiser soll vernommen werden, er weigert sich jedoch vor einem weltlichen Richter über seine Predigt Auskunft zu geben. Sogar der Minister der Justiz und Polizei in der damaligen helvetischen Hauptstadt Aarau erkundigt sich nach diesem widerborstigen Kaplan.

Die Situation eskaliert

Im August werden alle Bürger Nidwaldens aufgefordert, den Bürgereid auf die Verfassung abzulegen. Am 18. August 1798 versammelt Distriktstatthalter Ludwig Kaiser alle Priester im Kapuzinerkloster in Stans, um ihnen den Bürgereid abzunehmen. Da er unbedingt, also ohne die Vorbehalte des Landsgemeindebeschlusses geleistet werden soll, beschliessen die Priester, der Bischof in Konstanz solle darüber entscheiden. Im

August werden mehrere Landsgemeinde abgehalten.

Eine Nidwaldner Delegation wird zu Verhandlungen nach Luzern und Aarau zu den helvetischen Behörden gesandt. Johann Lukas Legrand, Mitglied des Direktoriums, fordert in Luzern die Auslieferung binnen 48 Stunden von Pfarrer Käslin, Pfarrhelfer Lussi und Kaplan Jakob Kaiser und zwar «lebend oder todt». In Aarau verweigert das Direktorium den Abgesandten Nidwaldens den Dialog und verlangt eine unbedingte Unterwerfung bis zum 30. August.

Am 29. August verwirft die Landsgemeinde die Konstitution und setzt einen Kriegsrat ein. Auf Ersuchen des helvetischen Direktoriums rückt General Schauenburg mit rund 10000 Mann zu einer militärischen Strafaktion gegen Nidwalden vor. Nach mehreren Scharmützeln an den Grenzen kommt es am 9. September zum Einfall. Beim erbitterten, jedoch aussichtslosen Widerstand der 1600 Nidwaldner werden etwa 100 bei Kämpfer getötet. Anschliessend massakrieren französische Soldaten 300 Frauen, Kinder, Greise; sie brandschatzen und plündern.

Im Exil verurteilt

An diesem 9. September 1798 liest Kaplan Kaiser in der St.-Anna-Kapelle bei Waltersberg ausserhalb Stans die Messe und begibt sich danach auf die Alp Gubern. Zusammen mit Pfarrer Käslin und Pfarrhelfer Lussi flieht er zu den Kapuzinern nach Feldkirch im Vorarlberg und später nach St. Johann im Tirol. Dort verfasst und veröffentlicht er 1799 «Der schreckliche Tag», eine Schrift, die auf achtzig Seiten die Ereignisse in Nidwalden vor dem Franzoseneinfall und, gestützt auf Augenzeugenberichte, den Überfall selbst beschreibt.

Am 8. November 1798 wird in Stans die Magd von Kaplan Kaiser, Aloysa Lussi, verhört. Sie gibt zu Protokoll, dass Jakob Kaiser vor seiner Flucht bedroht worden sei, und Viktor und Anton Steiner ihn deshalb etwa zwanzig Nächte lang bewacht hätten. Sie berichtet auch, dass sich Kaplan Kaiser mehrmals mit Pfarrer Käslin und Pfarrhelfer Lussi, aber auch mit Pater Paul Styger getroffen hätte, dass über die neue Verfassung, die neue Regierung und die Bedrohung durch die Franzosen gesprochen wurde.

Die drei emigrierten Geistlichen werden in Abwesenheit angeklagt und verurteilt; Kaplan Kaiser zu sechs Jahren Kerkerstrafe und zur Übernahme der Prozesskosten, ein Drittel seines Vermögens wird beschlagnahmt, sein Signalement in der ganzen Republik veröffentlicht.

Porträt von Jakob Kaiser

(möglicherweise von ihm selbst gemalt und beschriftet)

Beim Satz am unteren Rand des Bildes: «QVI Venit Corpore pIcto Mente Tlbi Certe aDest» (Im Abbild des Körpers ist dir gewiss auch der Geist präsent) handelt es sich um ein Chronologicum. Wenn man nämlich die rot geschriebenen Majuskeln **VIVICICMIICD** nicht als Buchstaben, sondern als römische Zahlen betrachtet und in ihre richtige Reihenfolge setzt, erhält man **MDCCCVIIIIII**, also 1815, was mit dem Vermerk «Von Hrn Pfarrer Kaiser am 15. Oct. 1815 zum Andenken gegeben» übereinstimmt. cf



Bild Pfarrarchiv Stans: «Reihenfolge der Pfarrherren von Stans»
Sig. 113

Rückkehr und neue Flucht

Am 18. November 1801 erlässt das Direktorium eine allgemeine Amnestie, und am 30. November beschliesst die Kirchgemeindeversammlung, Kaplan Kaiser und Pfarrhelfer Lussi aus dem Exil zurückzurufen. Am 7. Januar 1802 werden die beiden Geistlichen in Stans festlich empfangen. Jakob Kai-

ser begibt sich nach Maria Rickenbach, wo er am 13. Mai die Kaplanei übernimmt. Neue Unruhen brechen im Herbst 1802 aus, und als zwanzig Soldaten ausgesandt werden, um Kaplan Kaiser zu ergreifen, flüchtet er vor den «Patrioten» nach Seelisberg, wo er sich bis zum 3. April 1803 beim Pfarrer versteckt.

Weggang wird bedauert

Am 8. Mai 1803 wird Jakob Kaiser zum zweiten Mal nach 1798 zum Nachfolger von Josef-Maria Businger gewählt, dieses Mal als Pfarrer von Stans. Josef-Maria Businger hatte dieses Amt während der Helvetik 1798–1803 als «Bürgerpfarrer» inne und hatte demissioniert. Gegen eine Wahl von Pfarrhelfer Lussi hatte das Bistum Konstanz Einsprache erhoben. 1810 verlässt Pfarrer Kaiser Stans. «In der Chronologie der Pfarrherren» der Pfarrei Stans vermerkt der spätere Kaplan Joller: «Kaiser vereinigte in sich gründliche wissenschaftliche Bildung, nicht gewöhnliche Beredsamkeit und unerschütterliche Anhänglichkeit an die katholische Kirche, dagegen gründliche Abneigung gegen die neuen antikirchlichen Grundsätze, die damals aus Frankreich in unser Land eingeschmuggelt wurden. Er erlitt deshalb seitens der französischen Partei im Lande so vielfache Anfeindung, dass er 1810 freiwillig die Pfarrei aufgab. Es geschah zum grossen Leidwesen des weitaus grössten Teiles der Pfarrkinder.» Kaspar Josef Lussi tritt seine Nachfolge als Stanser Pfarrer an.

Kaplan in Alterswil

Welche Gründe Pfarrer Kaiser bewogen haben am 5. Juli 1810 nach Freiburg und dann als ehemaliger Pfarrer der grossen Pfarrei Stans in die kleine Landkaplanei nach Alterswil zu kommen, wissen wir nicht. Er schreibt von sich: «...hernach vom 24ten August 1810 bis den 12ten Herbstmonat 1813 Kaplan allhier. Resignierte und ging weiter.» Auch hier erfahren wir nichts über die Gründe seines Weggangs.

In Alterswil verfasste Jakob Kaiser ein «Directorium bey der Kapelle zu St. Niklaus in Alterswyl der Pfarrey Tafers zugehörig für einen jeweiligen Hochw. Hr. Kaplan und Sigrist daselbst, welches in der Chur zu verbleiben hat». In seinem Vorwort betont Kaplan Kaiser, dass ein Priester nicht nur «...die allgemeinen Kirchen- und besonderen Diözesans-Gebräuche wisse und verstehe, er muss überhin auch die Orts- oder Lokalgebräuche wissen und kennen...». Und da diese für jeden Ort verschieden und selten aufgeschrieben werden, «...hat mancher Geistliche, wenn er auf eine Curatie

gelangt [...] viele Mühe durch Nachfragen und Suchen [...] Gerade so erging es mir, als ich auf die hiesige Kaplanei verordnet worden [...] besonders da allhier nach bisherigem Gebrauche ein Kaplan auch jene Kirchendienste noch zu besorgen hat, die anderswo ein eigens dafür geordneter Sigrüst sonst besorgt.»

Detaillierte Notizen

So notiert Kaplan Kaiser auf 38 Seiten Monat für Monat alle Besonderheiten und vermittelt uns so Einblick in das Leben einer Deutschfreiburger Kaplanei zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Läuordnung wird festgehalten: «Mittags wird hier Orts um zwölf Uhr geläutet.» – Und nicht wie in der Innerschweiz bereits um elf Uhr. Ebenfalls vermerkt sind auch Kirchendienste, Abschriften wichtiger Dokumente, Stiftmessen, Inventar der Kapelle und der Kaplanei. Interessant ist auch sein Verzeichnis der umfangreichen Bibliothek Johann Webers, des ersten Alterswiler Kaplans (1726–1744).

Nebst dem «Directorium» und einem Rechnungsbuch für die Kapelle mit einem von Kaplan Kaiser schön gestalteten Frontispiz (Buchtitelblatt) finden sich im Archiv der Pfarrei Alterswil keine anderen

Schriftstücke von ihm, keine Briefe, keine Predigten, keine persönlichen Notizen. Bestimmt hat er, der in Wort und Schrift gegen die helvetische Verfassung agiert hatte, auch hier viele gleichgesinnte Leute getroffen, wie etwa Johann Gobet. «Unser deutsches Ländlein in Uechtland hatte ganz besonders sich nie dazu bequemen wollen, dieser neuen Regierung Gehorsam zu leisten...» lesen wir in der Freiburger Zeitung vom 21. Januar 1865 in einem Bericht über Johann Gobet, den man General Gobet nannte, weil er als ehemaliger Wachtmeister in französischen Diensten an die 250 Sensler nach Heitenried führte, dort das Schloss belagerte und eine Kompanie der helvetischen Truppen vertrieb.

Auf Reisen

Nach seiner Abdankung in Alterswil zieht Jakob Kaiser nach Churwalden, wo er 1815 entlassen wird. Danach begibt er sich am 17. Dezember auf eine Wallfahrt nach Italien, besucht Rom, Loretto, Padua, Tolentino und kehrt 1816 nach Nidwalden zurück, wo ihn Generalvikar Göldin von Tiefenau am 30. Mai als Kuratkaplan von Niederrickenbach «admittiert».

Hier verfasst er 1817 «Der fromme Wallfahrter nach Maria Rickenbach», eine Schrift über die



Kapelle St. Wendelin, Studen, letzte Wirkungsstätte von Jakob Kaiser. Bild Charles Folly



Gedenkfeier 2021 für die Verstorbenen des 9. September 1798 auf dem alten Friedhof in Stans. Bild Charles Folly

Geschichte dieses Wallfahrtsortes, die 1849 von seinem Nachfolger Josef Alois Wyrsh überarbeitet und neu aufgelegt wird. Darin findet sich auch die Geschichte, bezeugt von «Joseph Ludwig Heymo aus dem Kanton Freyburg», der eine Wallfahrt nach Niederrickenbach unternimmt, um an diesem Marienwallfahrtsort für die Heilung seiner halbblinden Tochter zu bitten. Bei seiner Heimkehr «findet er mit unaussprechlicher Freude seine Tochter an beiden Augen frisch und gesund». Möglicherweise war dieser Wallfahrtsort Ludwig Heymo durch den Alterswiler Kaplan Jakob Kaiser bekannt, denn normalerweise pilgerten Freiburger seit dem 17. Jahrhundert bei Augenleiden zur Muttergottes von Berlens/Berlingen (Notre Dame de l'Epine) in der Nähe von Romont.

Grab wird zur Pilgerstätte

Am 30. Januar 1821 tritt Jakob Kaiser in Studen bei Einsiedeln an der Kapelle St. Wendelin seine letzte Stelle an. «Ein Mann von 66 Jahren, schönen Kenntnissen, vieler Erfahrung und erbaulichem Wandel. Ist aber leider schon den 23. Juni improvje (unerwartet) gestorben zu grösstem Leidwesen der Gemeinde. Ligt i. d. Capell begraben.» schreibt der Pfarrer von Schwyz und Lokalhistoriker Joseph

Thomas Fassbind (1755–1824) über Jakob Kaiser. Im Ruf der Heiligkeit verstorben, wird sein Grab bald eine Pilgerstätte vieler Anhänger aus seiner Nidwaldner Zeit.

Mehrere Jahrzehnte später wird die Kirche umgebaut. Pfarrvikar Peter Brunner 1877 notiert in seinem Bericht über diesen Umbau: «...wurde der Boden der Kirche aufgewühlt, besonders im Chor der Kirche, wo der Leichnam des im Jahre 1821 verstorbenen u. hier begrabenen Hochw. Hr. Caplan Kaiser... ziemlich frisch aufgefunden wurde.» Jakob Kaiser wird umgebettet und vor der Friedhofkapelle von Studen ein zweites Mal beigesetzt. Heute erinnert dort nichts mehr an ihn.

Jakob Kaiser ist noch heute präsent

Die Helvetik (1798–1802) brachte der Schweiz ihre erste moderne Verfassung, die Gleichheit aller Bürger, die Gewaltentrennung, das Recht auf Bildung und weitere für uns heute ganz selbstverständliche persönliche Freiheitsrechte. Sie schuf jedoch einen Zentralstaat nach französischem Muster, ohne Rücksicht auf gewachsene föderalistische Strukturen.

Grössere zeitliche Distanz ermöglicht eine andere Sichtweise, auch auf eine bewegte Zeit, wie sie der

Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert war. So wollen zum Beispiel die Erinnerungswege am Bürgenberg bei Stansstad (eröffnet 9. September 2020) ein differenziertes Bild der Zeitumstände und der Ereignisse von 1798 vermitteln (<https://franzoseneinfall.ch>).

In Stans wird jedes Jahr des Franzoseneinfalls gedacht. Dabei wird ein Text verlesen, der von Jakob Kaiser verfasst wurde. Heute geschieht dies in veränderter Form durch Primarschülerinnen und -schüler nach dem Gottesdienst auf dem alten Friedhof in Anwesenheit der Nidwaldner Regierung und Vertreter mehrerer Vereine und Gruppierungen. Und so ist Jakob Kaiser an seinem ehemaligen Wirkungsort irgendwie noch präsent, auch wenn dies den meisten Anwesenden nicht bewusst ist.

Notiz von Kaplan Kaiser

«Weiteres habe ich nichts mehr [...] zu erinnern, als [...] diese wenigen Worte: Memento mei ad Altare Die.» (Gedenkt meiner am Altare Gottes.)

Dank

- Pfarrer Moritz Boschung, Alterswil
- Vikar Peter Vonlanthen, Muotathal
- Ein besonderer Dank geht an Agathe Flury, Stans, die das Chronologicum auf dem Bild Jakob Kaisers entdeckt hat und dem Autor auch weitere wertvolle Informationen zu Jakob Kaiser liefern konnte

Quellen

- Pfarreiarchiv Alterswil
- Pfarrarchiv Stans
- Pfarrarchiv Studen
- Staatsarchiv Nidwalden
- Franz Joseph Gut: Der Überfall in Nidwalden im Jahre 1798, Neuauflage 1989
- Jakob Kaiser: Der schreckliche Tag 1799
- Anton Odermatt: Schematismus, Verzeichnis der Ordens- und Weltgeistlichen, Manuskript 1879, Kantonsbibliothek Nidwalden
- Thomas Fassbind: Religionsgeschichte des Ct. Schwyz Bd VII, Stiftsarchiv Einsiedeln
- Nidwalden 1798, Hsg. Historischer Verein Nidwalden, 1998

Anzeige



Eine Bank für alle.

www.fkb.ch



Freiburger
Kantonalbank

einfach offener

Schwarzes Gold in Fendringen?

Von Yvonne Jungo,
Bösingen

Erdöl und andere Kohlenstoffverbindungen wie Erdgas und Kohle sind der Menschheit schon seit Urzeiten bekannt. Die zaghaften Anfänge der bewussten Erdölsuche in der Schweiz reichen zum Beginn des letzten Jahrhunderts zurück. Erst in den 1950er-Jahren setzte eine intensivere Suche nach Erdöl und Erdgas ein. Einen weiteren und vorläufig letzten Höhepunkt erlebten die Erdölbohrungen in den 1980er-Jahren; 1982 wurde auch in Fendringen nach dem «Schwarzen Gold» gebohrt.

Viele Bösinger und Bösingerinnen werden das klopfernde und brummende Geräusch noch in den Ohren haben, das im Sommer 1981 während Wochen in verschiedenen Teilen der Gemeinde

tagelang zu hören war. Die leichten Erschütterungen und das Dröhnen wurden von einem Vibrationsfahrzeug verursacht, welches seismische Untersuchungen durchführte. Doch seismische Messungen fanden schon früher statt.



Die Freiburgische Erdöl AG (FREAG) hatte die Konzession für die Erdölbohrung Fendringen erhalten und die Arbeiten in Auftrag gegeben. Unternehmerin war die englische Ölgesellschaft British Petroleum (BP).

Bild Archiv Gemeinde Bösingen

Seismische Untersuchungen in den 1950er-Jahren

Die ersten seismischen Untersuchungen in der Schweiz erfolgten ab Mitte der 1950er-Jahre. Mit der Seismik war die Erdölsuche in eine neue Phase getreten. Damit wurde es möglich, den tieferen Untergrund geophysikalisch besser zu erforschen. Nach dem 2. Weltkrieg ist die Nachfrage nach Erdöl stark gestiegen; vor allem als Energiequelle zum Heizen. Dem stand eine Erdölverknappung gegenüber, die durch die Suezkrise von 1956 verursacht worden war. Diese Entwicklungen verstärkten den Wunsch nach Unabhängigkeit von ausländischen Rohstoffen und führten zusammen mit der modernen Technik der Seismik zu einer intensiveren Suche nach Erdöl. Weltweit gesehen gehören die 1950er-Jahre selbst aus heutiger Sicht zu der erfolgreichsten Zeit der Erdölsuche.

Auch in der Schweiz fand in den 1960er-Jahren ein richtiger Ölboom mit sechzehn Bohrungen statt, die alle ergebnislos verliefen.

Eigene Erdölbohrgesellschaften für Freiburg

Die intensivere Suche nach Erdöl führte in der Schweiz ab Mitte der 1950er-Jahre zur Gründung von mehreren Erdölgesellschaften. Um sich das technische Wissen zu sichern, wurde dabei oft

mit ausländischen Firmen zusammengearbeitet; jedoch hat der Bund das nicht gerne gesehen. Eine der grösseren Gesellschaften war die SEAG, AG für schweizerisches Erdöl, mit einer einzigen Konzession über mehrere Deutschschweizer-Kantone, welche sich 1956 zu einem Erdölkonkordat zusammengetan hatten. Etliche Kantone suchten jedoch eigene oder auch kantonsübergreifende Lösungen. Um einer Zersplitterung der Kräfte und der Finanzmittel für die Erdölsuche entgegenzuwirken, wurde im Juni 1959 die Swisspetrol Holding AG gegründet. Damit konnte eine Koordination der Bohrungen in der Schweiz unter einer einzigen Dachgesellschaft erreicht werden. Im Kanton Freiburg wurden ebenfalls eigene Konzessionsgebiete gebildet und Gesellschaften für die Erdöl-Exploration gegründet. Das Konsortium BEAG FR deckte den südlichen Kantonsteil ab. Die Freiburgerische Erdöl AG (FREAG) und die englische Erdölgesellschaft British Petroleum (BP) bildeten das Konsortium FREAG/BP. Die BP hatte ihre Büros im Pérolles in Freiburg. 1974 führte die FREAG/BP im Gebiet nordöstlich von Freiburg erste seismische Vermessungen durch.

Erdölkrise 1973

Nach dem Jom-Kippur-Krieg im Nahen Osten vom 6. bis 24. Oktober 1973 folgte der Ölschock. Die OPEC-Staaten (fünf arabische ölfördernde Staaten aus dem Nahen Osten) drehten den Ölhahn zu; das begehrte «Schwarze Gold» wurde knapp und die Rohölpreise stiegen um das Vierfache an. Wie nie zuvor mussten die Schweizer Bevölkerung und die Behörden die Abhängigkeit vom Erdöl direkt erfahren. Als Sparmassnahme verordnete der Bundesrat Geschwindigkeitsbegrenzungen und ab dem 25. November 1973 drei Sonntagsfahrverbote. Ausnahmegewilligungen gab es nur aus triftigen Gründen. Die Schweizer Autobahnen wurden durch die Velos erobert und zum Sonntagsspaziergang genutzt. Diese einschneidenden Massnahmen hatten nicht nur das Einsparen von Öl zum Ziel; denn der Spareffekt war gering. Vielmehr sollte der Bevölkerung der Ernst der Lage bewusst gemacht werden. Denn die wirtschaftlichen Folgen des «Ölembargos» waren weltweit enorm und sollten sich auch längerfristig auswirken.

Um die Abhängigkeit von den OPEC-Staaten zu verringern, wurde die Erdölsuche in anderen Staaten der Welt intensiviert. Zudem wurde die Suche nach alternativen Treibstoffen verstärkt und man investierte vermehrt in andere Energieträger. Parallel dazu stieg in der Bevölkerung das Bewusst-



Vorbereitungsarbeiten auf dem Bohrareal: Dieses befand sich in unmittelbarer Nähe des Friedhofs Fendringen. Bild Archiv Gemeinde Böisingen

sein, sich energiesparend zu verhalten; der Umweltgedanke wurde gestärkt. Als eine Spätfolge der Krise von 1973 kann auch die Einführung der Sommerzeit gesehen werden.

Die Erdölkrise gab auch den Erdölbohrungen in der Schweiz – zusammen mit der Entwicklung von Forschung und Technik – einen neuen Schub. In den 1970er- und 1980er-Jahren erfolgten im Schweizer Mittelland und im Alpenvorland mehrere Tiefenbohrungen.

Die FREAG/BP führte 1981 nordöstlich von Freiburg während dreier Monaten durch ein deutsches Unternehmen erneut seismische Messungen durch; auch in Böisingen und anderen Gemeinden des Sensebezirks.

Erdölbohrung in Fendringen

In der Ausgabe des *Bösinger Kuriers* vom 14. Mai 1981 teilte der Gemeinderat Böisingen mit: «Mit den seismischen Messungen hat die beauftragte Firma in den letzten Tagen begonnen.» Aufgrund der Ergebnisse dieser Untersuchungen erachteten die Geologen eine Bohrung in Fendringen als die aussichtsreichste im Sensebezirk. Nach Courtion und Sorens sollte Fendringen die dritte Bohrstelle im Kanton Freiburg werden.

Im *Bösiinger Kurier* vom 30. September 1982 war zu lesen: «Der Gemeinderat genehmigt den Vertrag mit der BP betr. Erdölbohrung in Fendringen.» Diese Genehmigung betraf nicht die eigentliche Bohrung. «Dazu hatte die Gemeinde nichts zu sagen», erklärt Jakob Schmutz, der damalige Ammann von Bösiingen, «ein Baugesuch wurde nicht eingereicht.» Denn Bodenschätze gehören laut dem geltenden Gesetz von 1960 dem Staat. So hatte der Staatsrat die Bohrkonzession erteilt. Auch bei einer erfolgreichen Bohrung wäre die Gemeinde leer ausgegangen. «Für den Gemeinderat war es aber wichtig, dass der Gewässerschutz und der Schutz der Trinkwasserquellen gewährleistet waren sowie bestmögliche Vorkehrungen gegen Lärmemissionen getroffen wurden», hält Jakob Schmutz fest. Die BP stellte dann in Fendringen einen sehr modernen und besonders gut isolierten Bohrturm auf, der zuvor in der Nähe von Paris im Einsatz gewesen war. Dieser konnte aber nicht verhindern, dass der Lärm der gewaltigen Generatoren gleichwohl in einem weiten Umkreis zu vernehmen war. Ausserdem wurde die Zufahrt zum Bohrgebiet ver-

traglich geregelt. Denn das Bohrgelände lag mit seiner unmittelbaren Nähe zum Friedhof Fendringen in einem sensiblen Gebiet.

Das Land, auf dem die Bohrung stattfand, wird seit mehreren Generationen von der Familie Baeriswyl aus Grenchen bewirtschaftet. «Eigentlich lag unterhalb der Strasse zwischen Fendringen und Grenchen das idealere Bohrgebiet», berichtet Oswald Baeriswyl, dessen Vater Josef damals den Landwirtschaftsbetrieb führte. Das Konsortium zog es aber vor, mit nur einem einzigen Eigentümer verhandeln zu müssen. Die Zusammenarbeit mit dem Unternehmen hat der Landwirt in positiver Erinnerung: «Wir wurden immer gut informiert und waren zu Baustellenbesichtigungen eingeladen.»

5 bis 6 Millionen Franken «verlocht»

Die Vorbereitungsarbeiten dauerten mehrere Wochen. Schwere Maschinen trugen den Humus ab und schichteten ihn zu Erdwällen auf. Auffangbecken und Betonsockel wurden gebaut; die Zufahrtsstrasse musste für die schweren Lastwagen und Maschinen befestigt werden.



Im Herbst 1981 prägte der Bohrturm während mehrerer Wochen das Landschaftsbild bei Fendringen.

Bild Archiv Gemeinde Bösiingen



Spezialisten aus England und Kanada arbeiteten rund um die Uhr. Bild Archiv Gemeinde Böisingen

Am 11. Oktober 1982 starteten die eigentlichen Bohrarbeiten. Auf einem Areal von 1200 bis 1400 Quadratmetern waren an die dreissig Leute rund um die Uhr beschäftigt. Diese Spezialisten kamen aus Kanada und England; sie waren in Hotels in Freiburg untergebracht und nicht etwa in Baubaracken. Drei Arbeits- und sechs Überwachungsequipen lösten sich beim Bohrturm ab. Neun Meter pro Stunde arbeitete sich der Bohrer mit seinem imposanten Bohrkopf nach unten. Das Bohrloch wurde fortlaufend mit einem Mantelrohr ausgekleidet, um zu verhindern, dass die Bohrung in sich zusammenfiel. Die Kosten beliefen sich auf 5 bis 6 Millionen Franken; diese wurden zu 90 Prozent von der BP finanziert und zu 10 Prozent von der FREAG.

Wasser statt Öl

Oswald Baeriswyl erinnert sich noch gut: «Nach neun Metern stiess man auf ein grosses Grundwasser-Vorkommen.» Das behinderte die Bohrarbeiten aber nicht. «Das Wasser wurde sogleich zum Kühlen genutzt. Auch wurde damit das lose Bohrmaterial mit starken Pumpen aus dem Bohrloch gespült und in den Auffangbecken abgelagert», weiss der 65-Jährige zu berichten.

Doch Öl sprudelte nicht. Die Bohrung führte bis in eine Tiefe von 1970 Metern; nach 28 Tagen wurde die Suche eingestellt. Somit verlief auch die 33. Erdölbohrung in der Schweiz ergebnislos. Unverzüglich begann der Abbau der Baustelle. Das Material wurde via Rotterdam nach China verschifft, wo die nächste Bohrung wartete.

Beeindruckende Bohrstelle

Der Bohrung in Fendringen war am 24. August 1982 ein Informationsabend vorausgegangen. John Moser, Verantwortlicher für die Koordination zwischen Freiburg und dem Gesellschaftssitz der BP in London, hatte dabei den besorgten Anwesenden versichert, dass in Böisingen «auf keinen Fall» eine Erdölindustrie aufgebaut werde, falls man bei der Bohrung in Fendringen fündig würde. Denkbar



Der imposante Bohrkopf bohrte sich in einer Stunde neun Meter in die Tiefe. Nach 1970 Metern und 28 Tagen wurde die Erdölsuche ergebnislos eingestellt. Bild Archiv Gemeinde Böisingen

wäre eine Pipeline, durch die das Öl zum Bahnhof Laupen und von dort per Eisenbahn nach Cressier/NE geführt würde. Dort befindet sich noch heute eine der beiden damaligen Schweizer Raffinerien; die Raffinerie von Collombey/VS war bis 2015 in Betrieb.

Kein Erdöl in der Schweiz

Bis heute wurden in der Schweiz über vierzig Erdölbohrungen durchgeführt; alle waren erfolglos. Einzig eine Bohrung von 1980 im luzernischen Entlebuch war förderungswürdig. Allerdings wurde nicht Erdöl gefunden, sondern Erdgas. Zwischen 1985 und 1994 wurden in Finsterwald 74 Millionen Kubikmeter Gas gefördert und über eine sechs Kilometer lange Pipeline in die Transitgasleitung Holland-Italien eingespiesen. Bohrungen nach Erdgas sind in den letzten Jahren immer wieder vereinzelt durchgeführt worden.

1996 wurde die Swisstopol Holding AG liquidiert und mit ihr auch neun ihrer zehn Tochtergesellschaften. Um die Daten der bisherigen Forschungstätigkeit zu sichern, blieb einzig die SEAG als Auffanggesellschaft der Swisstopol erhalten.

yj

Bohrstelle in Fendingen war beeindruckend! Die Arbeiten zogen viele Schaulustige an. Besonders sehenswert war das Spektakel in der Nacht. Der beleuchtete Bohrturm war weitherum sichtbar und die Bohrstelle erstrahlte hell; stets begleitet vom Bohrlärm, der die Arbeiten überlagerte.

Nach der erfolglosen Bohrung erfolgte der Rückbau des Areals. 1984 hat die BP der Gemeinde Böisingen mitgeteilt, dass diese Arbeiten abgeschlossen seien. Das Terrain konnte seiner Nutzung zurückgegeben werden und in Fendingen kehrte wieder Ruhe ein.

Heute erinnert nichts mehr an die Erdölbohrung in Fendingen; nur der fast 2000 Meter tiefe Bohrschacht samt Mantelrohr befindet sich – von aussen unsichtbar – noch im Erdreich.

Quellen

- Archiv Gemeinde Böisingen
- Bulletin der «Vereinigung Schweizerischer Petroleumgeologen und -Ingenieure»: Vol. 62, Nr. 141, Dezember 1995, S. 43–72
- Berichte der Freiburger Nachrichten: 26.8., 19.10. und 9.11.1982

Die meisten Böisingerinnen und Böisinger waren wohl erleichtert, dass der Gemeinde ein solches Szenario erspart geblieben ist. Dennoch – die



Die Bohrstelle zog viele Schaulustige an. Nachts bot sich ein besonders eindrucksvolles Szenario.

Bild Yvonne Jungo

159 Tage, die Murten geprägt haben

Von Alain Grandjean,
Murten

Die Erinnerung an die völlig verwandelten und doch vertrauten Örtlichkeiten von Murten im Sommer 2002 ist bei vielen noch lebendig, die die Landesausstellung Expo.02 im Dreiseenland erlebt haben. Doch der Grossanlass hat auch Spuren hinterlassen, die zwanzig Jahre später noch spür- und sichtbar sind.

Mit der Durchführung der Schweizerischen Landesausstellung war Murten 2002 zusammen mit den Städten Neuenburg, Yverdon und Biel für ein knappes halbes Jahr schweizweit ein Anziehungspunkt. Nach einem Unterbruch von 38 Jahren seit der Expo 64 in Lausanne konnte trotz allem Gegenwind das Generationenereignis wieder stattfinden; erst zum sechsten Mal seit 1883. Auch diesmal war eine Besinnung der Schweiz auf ihre Eigenart in der Vielfalt und auf ihre Stärken auf den verschiedensten Gebieten angesagt, jedoch im Geiste des eben angebrochenen Jahrhunderts.

Parallel zu den Partnerorten und den fünf beteiligten Kantonen Bern, Freiburg, Jura, Neuenburg und Waadt wurde für Murten der Einstieg in das Projekt mit dem einstimmig gefassten Entscheid des Generalrats am 23. Oktober 1996 Realität. Ein Betrag von 2,8 Millionen Franken wurde bewilligt, mit dem sich die Stadt in das Projekt «Expo.01» einkaufte. Mit dem Beitritt zur Organisationsstruktur konnte die Konzeptarbeit an die Hand genommen werden.

Danach lief in der Gesamtorganisation nicht immer alles rund, weil einerseits die vorgesehene Gestaltung den festgesetzten finanziellen Rahmen weit überspannte und andererseits die private Finanzierung sich als weniger hoch erwies als erwartet. Gegen Ende 1999 war der Anlass sogar stark gefährdet. Erst durch eine Begrenzung der Ambitionen für das Vorhaben und nach

dem Auswechseln mehrerer Personen in der Führungsequipe konnte schliesslich auf politischer Ebene grünes Licht gegeben werden. Doch wurde die Ausstellung um ein Jahr verschoben und hiess nun «Expo.02». Es war eine Erleichterung, als die Daten vom 15. Mai bis zum 20. Oktober 2002 gesichert waren.

Werte der Tradition für die Arteplage Murten

Mit der Durchführung an den Ufern der drei Seen fand die Expo in einem durch die Geografie und die Geschichte definierten Gebiet statt. Die Jura-gewässerkorrektur im 19. Jahrhundert hatte es möglich gemacht, dass mit einer Zusammenarbeit über die Kantons Grenzen hinweg die Naturkräfte kontrolliert werden konnten, damals ein grosses



Der Monolith mit der «Arteplage mobile du Jura» und einem der sieben Kirchen-Pavillons. Bild Yvonne Jungo



Angelehnt an das alte Verteidigungswerk bot die «Heimatfabrik» eine Art Panoptikum vom Leben und Werken der Schweizer Bevölkerung im beginnenden 21. Jahrhundert. Bild Alain Grandjean

Novum. Den vier Gastgeberstädten mit ihren «Arteplages» – den eigens eingerichteten Ausstellungsgeländen – wurde je ein Themenbereich zugeteilt. Für **Murten**, Austragungsort für den Kanton Freiburg, galt das Motto *Augenblick und Ewigkeit*. Damit wurde auf die innert weniger Stunden entschiedene Schlacht in den Burgunderkriegen angespielt; ebenso wurde die für die Stadt charakteristische Bindung an historisch bedingte Traditionen angesprochen. Die Arteplage Murten stellte etablierte Werte vor; zum Beispiel mit der Expoagricole die Aufgaben der Landwirtschaft im Beaulieu-Park oder die Rolle der Armee im Chatoney-Park der Gemeinde Merlach. Die Ausstellung stand in enger Beziehung zur fassbaren Geschichte. Sichtbar verkörpert wurde dies mit dem im Murtensee schwimmenden *Monolithen*, in dem die

riesige Darstellung des Murtenschlacht-Panoramas zu sehen war. Unmittelbar ins Konzept einbezogen war die historische Stadt mit ihren Ringmauern, die 1476 der Belagerung getrotzt hatten.

Fünf Kantone – fünf Arteplages

Die weiteren vier Arteplages hatten ebenfalls ihre spezifischen Ausrichtungen. In **Neuenburg** – als Hochburg der Uhrmacherei – ging es unter dem Motto *Natur und Künstlichkeit* um die Technologien der Zukunft, aber auch um Fragen der Umwelt und ihrer Erhaltung. Der Kanton Waadt setzte in **Yverdon**, wo Pestalozzi gewirkt hatte, mit *Ich und das Universum* den Schwerpunkt auf Mensch, Gesundheit und Psychologie. Mit *Macht und Freiheit* legte der Kanton Bern in **Biel** den Fokus auf das Wesen der Institutionen der Öffentlichkeit und der Wirtschaft, mit denen das Zusammenleben im Land ermöglicht und geregelt wird. Als fünfter Kanton beteiligte sich **Jura** an der Schaffung eines zeitbezogenen, kritischen Bildes der Schweiz. Umgesetzt wurde dies mit der «Arteplage mobile du Jura», einer umfunktionierten Kiesbarke. Diese mobile Bühne kreuzte abwechselnd auf den festen Arteplages auf und leistete ihren Beitrag zur Diskussion über das Wesen der Schweiz.

Jede der vier Städte hatte ein Wahrzeichen, welches das Motto zusammenfasste. Zu diesen wurden spezifische Aspekte mit eigener Trägerschaft (Institutionen, Firmen etc.) in Projekten dargestellt. Diese luden ein zur Reflexion über Fragen und Entwick-



Zuschauerandrang im Monolithen, wo das riesige Schlachtpanorama des deutschen Malers Louis Braun in seinem ganzen Umfang zu sehen war. Bild Alain Grandjean

lungen, die eine Bedeutung für die Schweiz zu Beginn des 21. Jahrhunderts haben könnten. Anders als an den vorausgegangenen Landesausstellungen bis hin zur Expo 64 in Lausanne ging es



Eine vertraute und doch etwas unheimliche Umgebung beim «Garten der Gewalt», mit dem sich das Museum in die Expo.02 integrierte. Bild Alain Grandjean

im Konzept der Expo.02 nicht um eine didaktische Bestandesaufnahme oder um eine Leistungsschau. Vielmehr sollten Stimmungen zum Ausdruck gebracht und zu einem Erlebnis gemacht werden. Was am Schluss bleiben sollte, waren nicht die kühnen Bauten auf den Arteplages und auch nur bedingt die Erinnerung an das erlebte Feuerwerk an Darbietungen: Zukunftsgerichtet an der Expo.02 waren am ehesten die Impulse, die sie für neue Formen des Zusammenlebens und der Zusammenarbeit in der Schweiz geben sollten.

Grosser Publikumsaufmarsch

Für den erwarteten Zustrom des Publikums – in den 159 Tagen passierten gut zehn Millionen Personen die Schranken der verschiedenen Arteplages – musste eine umfassende und leistungsfähige Infrastruktur grössten Ausmasses aufgebaut werden. Dazu gehörten zunächst die thematischen Stationen, zu denen sich das Publikum durch eindrückliche oder originelle Präsentationen hingezogen fühlen konnte. Dann die bespielten Plätze in verschiedenen Grössen, welche für besondere künstlerische, literarische oder musikalische Darbietungen im Rahmen einer reichhaltigen Eventplanung zur Verfügung standen. Hinzu kam der gewaltige logistische Aufwand; unter anderem mit dem Bereitstellen von Transportkapazitäten für

die An- und Wegreise sowie für die Verbindung zwischen den Expo-Orten. Für die kurze Zeit wurde durch die hochtechnisch konzipierten und mit Solarenergie betriebenen *Iris-Schnellboote* auch eine Verbindung auf dem Wasserweg auf den drei Seen erstellt.

Viel Betrieb im Hafbereich

Tente centenaire, *Théâtre de gravier*, *Stères de bois* im Hafbereich, *Blindekuh* beim Schwimmbad oder *Die Werft* am See im Merlach: Für die



Landesverteidigung und Friedensförderung waren im Bereich «Die Werft» in Merlach angesiedelt.

Bild Yvonne Jungo



Der Monolith – Wahrzeichen der Expo.02 von Murten: Der renommierte Pariser Architekt Jean Nouvel hat die Hauptattraktion der Artepplage Murten entworfen. Bild Yvonne Jungo

Besucherinnen und Besucher der Expo in Murten wurden diese Namen zu festen Begriffen. Auch den früheren Zeiten wurde die Reverenz erwiesen; der *Mésoscaphe* von Jacques Piccard, der als technische Spitzenleistung 38 Jahre zuvor in Lausanne zu den grossen Attraktionen gehört hatte, war als Veteran ausserhalb des Wassers auf der Panschau zu sehen. Der *Mésoscaphe* war das erste und grösste je für den Tourismus gebaute U-Boot der Welt. Vor einigen Jahren hat er seinen Platz im Verkehrshaus Luzern gefunden.

Der Monolith

Unbestrittene Ikone der Artepplage Murten war jedoch der *Monolith* – ein mit rostroten Platten verkleideter Kubus mit 34 Metern Seitenlänge, der in einer eindrücklichen technischen Realisierung von einer schwimmenden Plattform getragen wurde und so aus der Wasseroberfläche herausragte. Entworfen wurde der *Monolith* durch den renommierten Pariser Architekten Jean Nouvel.

Darin war das Panoramabild zur Murtenschlacht des deutschen Malers Louis Braun aus dem Jahr 1894 in seiner ganzen Grösse (mit 10 Metern Höhe und 110 Meter Länge) zu bewundern. Rund 75 Jahre lang war das Werk eingerollt geblieben; für die Expo.02 wurde es vollständig restauriert und konnte endlich einmal dem Publikum präsentiert werden. Auf dem unteren Niveau wa-

ren in der abwechselnden Rundumprojektion «Panorama Schweiz Version 2.1» gefilmte Szenen aus dem Leben der Bevölkerung präsentiert – als Antwort der Vielfalt des 21. Jahrhunderts an die von der Schlacht und dem Schlachtbild symbolisierte Vergangenheit. Der Umweltfrage wurde damit Rechnung getragen, dass der Transport der Besucherinnen und Besucher vom Ufer aus zur «Monolith-Insel» auf dem See per Solarboot erfolgte.

Die Farbe von rostigem Eisen, die den Charakter des Monoliths ausmachte, wurde im Gesamtbild darum herum verschiedentlich wieder aufgenommen. So entlang der Seepromenade durch die sieben *Cabanès* der Kirchen vom Hafen bis zur Höhe des Dorfzentrums

Muntelier; jeder dieser Pavillons lud mit einem wesentlichen Element der religiösen Botschaft zum Nachdenken ein. Mit Rost beschlagen waren ebenfalls die mächtigen Schiffsverankerungsketten, die ausgelegt zwischen Bahnhof und Schloss am Trottoirrand sowie entlang des Raffors die Wegführung zur Stadt bildeten.

In der Altstadt selber zeugten dann nur wenige bauliche Massnahmen vom Expo-Treiben. Gewollt war dies von dem mit dem Bau- und Raumnut-



Künstlerische, literarische oder musikalische Darbietungen bot in Murten das «Théâtre de Gravier»; so etwa bei «Gli Armadi sensibili», wo Ausstellung und Familientheater kombiniert waren. Bild Yvonne Jungo

zungsprogramm für die Artepplage Murten beauftragten Spitzenarchitekten Jean Nouvel: Wie er erklärte, sei ihm nach seinem ersten Besuch in Murten gleich klar geworden, dass das Stadtbild an sich so schön sei und für sich spreche, dass man



Mit sieben rostfarbenen Bauten auf Pfählen entlang des Seeufers wandten sich die Kirchen unter dem Motto «Un Ange passe» an das gesamte Expo-Publikum. Bild Yvonne Jungo

es am besten ohne die Hilfe von thematischen Bauten wirken lassen sollte. So prangte die Expo-Architektur eben ausserhalb der Stadtmauern, auf mehrere Sektoren verteilt.

Zeitliche Befristung und Nostalgie

Mit der von vorneherein festgelegten Grundbedingung des Rückbaus nach dem Fest für alle Anlagen war es möglich gewesen, eine Vereinfachung der baurechtlichen Bewilligungsverfahren zu erlangen. Und doch entstand in den letzten Wochen vor dem Ende der Expo.02 ein Gefühl des Bedauerns über das baldige Verschwinden der lieb gewonnenen Bauten, speziell des Monolithen auf dem See. Tatkräftig wurde für einen Erhalt des mächtigen Bauwerks die Trommel gerührt, Nutzungspläne mit neuen Inhalten wurden erarbeitet und in die Diskussion geworfen. Es wurde sogar ein markantes Erlebnis ausser Programm in der *Tente Centenaire* organisiert: ein Galakonzert für den Erhalt des Monolithen, zu dem Juliette Gréco, die Grande Dame de la Chanson aus Paris, gewonnen werden konnte.

Doch schliesslich obsiegte der Realitätssinn über den Traum. Es dauerte nur bis März 2003, bis dass der Monolith auseinandergenommen und mitsamt

den Elementen seiner Plattform wieder an Land geholt worden war. Aus der Gebäudehülle – dem rostigen Blech des Monolithen – wurden dann kleine Monolithen und weitere Souvenir-Objekte erstellt, die sich grosser Beliebtheit erfreuten.

Und es bleibt doch etwas

Dass alles weg musste, was für die 159 Tage der Expo aufgestellt worden war, stimmt so doch nicht ganz. Geblieben ist zum Beispiel das Element der Infrastruktur: Der Bahnhof Murten ist für die Expo modernisiert worden und hat damals eine Unterführung erhalten. Denn bis 2000 mussten die Geleise von SBB, BLS und tpf von den Reisenden noch auf gleichem Niveau überquert werden.

Ein Relikt der Expo-Bauten stellt in erster Linie *La Cabane* am See in Muntelier dar – einer der sieben auf Pfählen über dem Wasser erstellten Ausstellungspavillons der Landeskirchen. Aus dieser ist eine örtliche Kulturstätte im Eigentum der Gemeinde Muntelier geworden. Ähnlich erging es in Murten, wo die Stadt die kulturelle Funktion des Gärtnerhauses im Beaulieupark weiterführte und weiterentwickelte; noch jahrelang erinnerte danach im Theaterraum der Boden mit einem farbigen



Nostalgischer Spaziergang am Ufer des Murtensees während des Rückbaus des Monolithen im März 2003.

Bild Alain Grandjean



Mit der Expoagricole hat die schweizerische Landwirtschaft in Murten ihre Produktionen dargestellt. Davon blieb am Beaulieuhang der Rebbau mit seinen Steinmauern nach der Expo erhalten.

Bild Alain Grandjean

Muster von ineinander spielenden Schaltkreisen an die Expo.02. Und von der Expoagricole gehören – auch nach der inzwischen erfolgten Verbauung des Hangs unterhalb des Herrschaftshauses – die terrassenartig von einer Steinmauer umfassten Reben heute noch zum Landschaftsbild.

Schliesslich gibt es auch immaterielle Spuren, die auf jenen Sommer zurückführen, wo in Murten alles anders war. So etwa die inzwischen zur Tradition gewordenen samstäglichen Orgelkonzerte des Programms «Midi-Musique», die in der Expo-Zeit als wöchentlicher Beitrag zur Besinnung von der Reformierten Kirchgemeinde mit ihren Kirchenmusikern ins Leben gerufen worden war. Als Erbe jener Zeit ist schliesslich auch das 2016 lancierte jährliche Licht-Festival wiederzuerkennen, das jeweils als vergängliche Verwandlung der Stadt mit der Verbindung von hochprofessionellen Realisationen der Beleuchtungstechnik und individuellen Kreationen von einzelnen Künstlern oder Künstlergruppen das Städtli in einem ganz anderen Licht erscheinen lässt. Der Geist der Expo.02 kommt hier auch in gewissen Begriffen zum Ausdruck – etwa wenn die Organisatoren des neuen Publikums-magnets wie selbstverständlich von «Arteplages» in ihrem Angebot sprechen.

«Vom Ding zum Mensch»...

Von Franziska Werlen,
Freiburg, ehemalige Leiterin
des Sensler Museums

... so heisst eine Publikation zur volkskundlichen Museumsarbeit. Mit dem Titel will sie verdichtet ausdrücken: In der Ethnologie geht es immer um den Menschen und seine Geschichte, auch wenn wir von Sachkultur sprechen. Dinge tragen ganze Welten in sich. Mit dem Sammeln und Bewahren von Dingen und ihrer Geschichte, bleiben der Nachwelt diese Kosmen erhalten. Durch die vermittelnde Arbeit – zum Beispiel im Museum – werden diese Welten sicht- und lesbar gemacht.

Die Monatsbilder in der diesjährigen Ausgabe des Freiburger Volkskalenders zeigen Sammlungsobjekte des Sensler Museums. Zwölf Dinge, die von Menschen aus dem Sensebezirk erzählen. Die Leserinnen und Leser sind eingeladen, eine kleine Reise durch das «Seiselann» zu unternehmen.

Los gehts auf einem **Holzschlitten**: Die Fahrt führt vom Berg ins Tal. Nicht der ganze Sensebezirk liegt im hügeligen Üechtland, der Südteil ist voralpin. Hier machen Schlitten als Fortbewegungs- und Transportmittel Sinn.



Für ihre **Kunst aus Papier** reiste Gisela Progin (1957–2002) aus Schmitten im Auftrag der Papiermühle Basel bis nach Japan und Nepal, wo sie die Herstellung von Shifu (Papiergewebe) erlernte. Ihre Kleider verstand sie als Kunst, die über das Funktionale hinausgeht.

Wer sich auf eine Pilgerreise begibt, bringt am Wallfahrtsort zum Dank für eine erfüllte Bitte ein Votivbild (**Ex Voto**) dar. Dargestellt ist die Notlage, aus welcher die Gläubige gerettet wurde. Das Sensler Museum bewahrt hunderte Ex Votos aus dem Besitz der Pfarrei Düdingen auf. Ex Votos sind rührende Zeugnisse für die Sorgen der Bevölkerung und ihr Vertrauen auf Gott.



Auf eine kulinarische Reise nimmt uns das **Bretzel-eisen** mit. Es ist bald typischer für den Sensebezirk als die Chränzlitracht; denn wenn man etwas vom Sensebezirk kennen muss, sind es die köstlichen gesalzenen «Brätzele»...



...oder vielleicht die **Bad Bonn Kilbi**? Das legendäre Musikfestival in Düdingen! In der Sammlung des Museums befinden sich ein paar Merchandising-Artikel der Kilbi. Denn Dinge müssen nicht alt sein, um eine Aussage machen zu können. Schon nur im Begriff «Bad Bonn Kilbi» steckt viel Sensler Geschichte. Kurort, Stausee, Freiburger Kilbi-Tradition, Gotthelf, Musiklegenden,...



Am Herrgottstag (Fronleichnam) kann man sie bewundern: die **Chränzlitracht** – heute noch getragen während der feierlichen Prozession. Die Chränzlitracht ist regionstypisch. Ursprünglich war sie die Hochzeitstracht im Gebiet des heutigen Sensebezirks.

Eine lange Reise hat das **Geranium** hinter sich: Im 17. Jahrhundert aus Südafrika nach Europa gekommen, gilt es als «Standardmeie» an Schweizer Häusern. Max Clément (1912–1995) aus Schmittlen bannte hundertfach Geranien auf Leinwand. Für das Motiv sorgte seine Frau, die die Geranien überwinterte.



Mit **Strohspalterli** spaltet man Strohhalme in verschieden breite Bänder. Diese werden gezwirnt oder geflochten. Solche Strohfäden wurden im Senseoberland in Heimarbeit hergestellt und via Zwischenhändler (Fergger) in die Strohfabriken des Kantons Aargau verkauft. Die Strohflechterei gilt als älteste Protoindustrie der Schweiz mit Höhepunkt im 19. Jahrhundert.



Den **Herbst im Freiburgerland** zeigt uns der Dübinger Kunstmaler Marcel Hayoz (*1929). Mit den Jahren wurden seine Bilder abstrakter. Das Herbstbild lässt zwar die Landschaft erkennen, die Details rücken aber zugunsten der Stimmungsvermittlung in den Hintergrund.



Schon seit dem 18. Jahrhundert besitzt **Plaffeien** Marktrecht. Dort wurde auch **Geschirr** aus den Hafnereien des Dorfes gehandelt. Typisch ist die Engobe, welche man «gefladdert» nennt. Sie besteht aus zwei bis drei Farben, die durch Drehen ineinanderfließen.



Jetzt registrieren
und **30 Tage gratis**
digital lesen.



«Nume für üs.» Lokale Geschichten jetzt auch online.

FÖRDERER
MUSEUM
MÜSEE
singinois
sensler
DONATEUR

**Freiburger
Nachrichten**

Immer zuhause. Egal wo.

Aufruf

Das Sensler Museum sammelt Sensebezirk. Helfen Sie mit! Und vergessen Sie nicht: Ebenso wichtig wie das Objekt, ist es seine Geschichte zu bewahren. ts

Glasperlenkränze dienten früher als Grabschmuck. Sie sind witterungsbeständiger als Blumen. Tausende bunte Perlen, auf Drähten aufgezogen, ahmen den floralen Schmuck nach. Hergestellt in Klöstern, entsprechen die Farben dem Kanon der katholischen Liturgie: violett und schwarz für Trauer, weisse Kränze für Kinder.



Quelle

Antonetti, Thomas, Bellwald, Werner (Hrsg.),
Vom Ding zum Mensch, Baden, 2002

Hinweis

Vom 13. Januar bis 27. Februar 2022 sind die zwölf Museumsschätze in einer kleinen Wechselausstellung im Sensler Museum zu sehen.

Vom Sensler Museum selbst erzählt die **Kastenkrippe**, hergestellt von Uta Schwab. Seit den 1990er-Jahren werden im Sensler Museum Krippen ausgestellt und manchmal wird dem Museum eine Krippe geschenkt.



Anzeige

MUSEUM singinois
MUSEE
sensler

**WIR SAMMELN
SENSEBEZIRK**

**Trauerknopf von Kalendermann
Anton Jungo (1945 – 2018)**

senslermuseum.ch